Münster i/W. 1934. № 12 Phil. Diss.

Romanische Philologie

Stendhal als Schilderer der Sitten seiner Zeit

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

vorgelegt von
Egon Enste
aus Warstein i. W.

1934
Druck: Heinrich Pöppinghaus o. H.-G., Bochum-Langendreer.

Tag der mündlichen Prüfung: 8. Mai 1934.

Dekan: Herr Prof. Dr. Baumstark.
Referent: Herr Prof. Dr. Heinermann.
Korreferent: Herr Prof. Dr. Lerch.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Meinen Eltern!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546002_0096

Inhaltsangabe.

Seite

A. Einleitung

1) Allgemeines über das Wesen des Sittenromans. Abgrenzung vom sozialen Roman 2-4

2) Eingliederung von Stendhals «Le Rouge et le Noir» 4-5

B. I) Kulturhistorische Einführung in die Zeit der französischen Restauration 5-13

II) Das innere Verhältnis des Schriftstellers Stendhal zu seinen Zeitgenossen und seine tiefere Begründung .14-20

III) Grundsätzliche Bemerkungen Stendhals über die Sitten seiner Zeit in seinem Schreiben an Salvagnoli .20-21

IV) Die Zielsetzung und die Methode Stendhals bei der Darstellung der zeitgenössischen Sitten in «Le Rouge et le Noir» 22

V) Die Sitten der Zeit nach Stendhals Schilderung. Zugrunde gelegt ist «Le Rouge et le Noir ou chronique du XIX^e^ siècle». Stellen aus anderen Werken Stendhals («Chartreuse de Parme», «Racine et Shakespeare», «Armance», «Souvenirs d'égotisme» und «Lucien Leuwen») dienen als Parallelbelege

1) Die Provinz 23-54

Die Sitten in der Provinz sind weitgehend bestimmt durch den Einfluß der „Kongregation", einer geheimen, reaktionären katholischen Gesellschaft

a) Die „höhere" Gesellschaft der Provinz 25-37

Als Typen wählt Stendhal M. de Rênal und M. Valenod, und zeigt, wie die durch die „Kongregation" bewirkte, zum Prinzip erhobene ökonomische Grundhaltung in der „höheren" Gesellschaft das Gebiet des Sozialen, Politischen und Religiösen durchdringt.

b) Die Frau in den oberen Gesellschaftskreisen 37-38

An dem Typus Mme de Rênal zeigt Stendhal, wie eine einseitige Jugenderziehung die Frau dieser Kreise vom öffentlichen Leben aus-

Seite

schließt und sie allein auf die Pflichten der mütterlichen Sorge verweist.

c) Das wohlhabende Kleinbürgertum 38-41
An dem Typus des Sägemüllers Sorel legt Stendhal dar, daß die Lebensgewohnheiten des wohlhabenden Kleinbürgertums vor allem durch die Tendenz auf das Ökonomische hin bestimmt sind.

d) Das Wirken und die Lebensweise der Provinzgeistlichkeit . 41-43

e) Das liberale Bauerntum . . 43-45
Einen Einblick in die Lebenshaltung dieses Standes gibt Stendhal bei der Schilderung eines Volksfestes in dem Provinzstädtchen Verrières.

f) Das jüngere Geschlecht in der Provinz 46-54
Viele vorwärtsstrebende Jünglinge erkennen im Priestertum den einfluß- und aussichtsreichsten Beruf; sie erhalten ihre Ausbildung unter Leitung der „Kongregation" in den Priestererziehungsanstalten, als deren Typus Stendhal das Seminar zu Besançon wählt.

2) Der hohe Adel von Paris . . 54-68
Seine Lebensweise ist bestimmt durch politische Gegebenheiten. Sie erhellt in ihren verschiedenen Äußerungen aus Stendhals Schilderung des Salonlebens im Hôtel de la Mole.

a) Das Streben des Adels nach sozialer Vormachtstellung . . 58-64

b) Die Auffassung der Liebe und die Stellung der Frau in den Adelskreisen 65-66

c) Die Stellungnahme des Adels zu politischen Fragen . . . 66-68

C. Schlußteil

Stendhal und sein Roman «Le Rouge et le Noir».

1) Die Beurteilung um 1830 . . 68-69

2) Die Beurteilung in der nachfolgenden Zeit 69-74

Problemstellung.

Die Persönlichkeit und die Werke des Schriftstellers Stendhal sind vor allem in neuerer Zeit oft Gegenstand systematischer Forschung gewesen. P. Arbelet gab in seiner «Jeunesse de Stendhal» eine eingehende Darstellung seiner Jugenderlebnisse und -Eindrücke und den Versuch einer Charakteranalyse. Kritiker wie Bourget, Martineau, Marsan, Valéry usf. suchten vor allem den Psychologen Stendhal, der sich in seinen Romanen kundtut, zu ergründen. A. Thibaudet entwarf eine Charakteristik seines Romanhelden Julien. Andere beleuchteten die Stellung Beyles zur Kunst, seine Auffassung von der Liebe, sein Verhältnis zur Natur usf. Die Frage nach Stendhals Meinung über die Sitten seiner Zeitgenossen, auf die P. Jourda schon 1930 in der «Bibliographie des études stendhaliennes» aufmerksam macht, ist jedoch bis zur Gegenwart noch keiner eingehenden Untersuchung gewürdigt worden. Es existieren darüber nur fragmentarische Hinweise in den verschiedenen Stendhalstudien von Martineau, Marsan, Bourget u. a.

Wenn nun in vorliegender Arbeit der Versuch unternommen wird, Stendhal als Schilderer der Sitten seiner Zeit zu ergründen und zu würdigen, so betreten wir damit ein bisher wenig berührtes Gebiet, das eine Reihe beachtlicher Probleme zu lösen gibt. Es sei daher über die Weite und die Art unseres Aufgabenbereiches einiges vorausgeschickt.

Zunächst herrschen noch die größten Unklarheiten über den Begriff „Sittenroman". Es wird daher unerläßlich sein, eine klare Umgrenzung anzustreben und nachzuweisen, durch welche Wesenszüge der Sittenroman sich von anderen Romanarten abhebt. Da ferner die Sitten einer bestimmten Zeit ihr eigenes Gepräge immer aus einer Reihe gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Aufeinanderfolgen und Entwicklungen herleiten, wird unsere Aufgabe es bedingen, einen kulturhistorischen Überblick über die wichtigsten Beziehungen, die bis in Stendhals Zeit hineinragen, zu geben. Vor allem wird die Frage nach dem inneren Verhältnis des Schriftstellers zu seiner Umwelt, die wegen des bisher noch umstrittenen Charakters des Schriftstellers nur schwer zu bestimmen ist, einer erschöpfenden Klärung bedürfen, da erst von da

aus ein lohnender Ausblick auf die Sitten seiner Zeit möglich wird. Was die Auswahl des Stoffgebietes angeht, so wird es gegeben erscheinen, «Le Rouge et le Noir», den Roman, der schon rein äußerlich durch seinen Untertitel «chronique du XIX^e siècle» auf den Charakter eines Sittenromans hinweist, unserer Untersuchung zugrunde zu legen und aus anderen Werken entsprechende Parallelen heranzuziehen. Dabei wird zu erwägen sein, welche Stellungnahme die Zeitgenossen den sozialen, politischen, religiösen, ethischen und sonstigen wichtigen Lebensfragen gegenüber zeigen.

Im Wesentlichen wird unsere Untersuchung also dazu beisteuern können, zur Sittengeschichte der französischen Restaurationszeit einen Beitrag zu liefern und vielleicht zur Erforschung der psychischen Eigenarten des Egotisten Stendhal weitere Wege zu ebnen.

A) EINLEITUNG.

1.) Allgemeines über das Wesen des Sittenromans.

Soziale Romane und Sittenromane haben die Gesellschaft zum gemeinsamen literarischen Gegenstand. Es ist daher schwer, eine eindeutige Scheidung dieser beiden Romanarten vorzunehmen. Man ist gewohnt, alle Romane, die das Leben der Gesellschaft schildern, als soziale zu bezeichnen, ohne dabei in Hinsicht auf die besondere Absicht des Schriftstellers genauere Unterscheidungen zu treffen. Die Folge dieser ungenauen Bezeichnung ist es, daß über den Begriff „sozialer Roman" die verschiedenartigsten Definitionen vorliegen. Es sollen daher in Folgendem einige der vielen Erklärungen angeführt und der Versuch unternommen werden, die Sonderstellung des Sittenromans neben dem sozialen Roman darzulegen.

Die allgemeinste und daher unklarste Erklärung gibt Ch. Brun, der sagt: «Toute oeuvre est sociale qui peint la société, qui peint l'écrivain, membre de la société, et nous ne repoussons aucun roman de parti pris, même celui où l'art fait défaut» [1]). Hiernach würde die Zahl der sozialen Romane ins Unendliche gehen, denn letzten Endes haben die meisten Romane irgendwelche Berührungspunkte mit der *société*. Genauer formulierte Forderungen

[1]) Ch. Brun: «Le roman social au XIX^e siècle», p. 65.

stellt R. Johannet: «Qu'est ce qu'un roman social?» sagt er; «c'est, en général, un roman dont l'auteur trouve la société imparfaite et où il suggère les moyens de l'améliorer. In ne se contente pas d'observer et de reprodruire après avoir choisi. Il plaide et il conclut, tâche d'autant plus facile que l'avocat est dispensé de la preuve» [2]). Nach ihm soll also der Schriftsteller die Unvollkommenheit der Gesellschaft aufdecken und zu ihrer Behebung beitragen. Seiner Auffassung steht die Definition L. Blums gegenüber, der fordert: «Non celui qui est composé dans un esprit de propagande et de persuasion, mais celui qui peint des tableaux sociaux». Was er unter den geforderten «tableaux sociaux» versteht, erläutert er folgendermaßen: «Après ces milliers de romans d'amour, de romans banalement sentimentaux et voluptueux qui se débitent chaque année, il est temps que nous composions une littérature ouvrière, une littérature paysanne, une littérature sociale» [3]). Von diesen Definitionen, neben denen noch viele ähnliche angeführt werden könnten, spricht die von L. Blum am deutlichsten aus, welche Stände den sozialen Roman in erster Linie beschäftigen. Es sind die Arbeiter und Bauern. Mag nun der Schriftsteller seine besondere Stellungnahme hervorkehren oder nur ein objektives Bild entwerfen wollen, immer ist sein Werk eine Schilderung der sozialen Lage, d. h. des leiblichen Wohlergehens des Arbeiters oder Bauern innerhalb der großen Gesellschaft. Da vor allem in diesen Kreisen Armut und drückendste Not vorherrscht, so wird der typisch-soziale Roman der Roman der *misérables*, der Roman der *déshérités*.

Im Mittelpunkt des Romans steht meist ein typischer Vertreter aus dem Lager dieser Armen — erinnert sei nur an Jean Valjean in Victor Hugos «Les Misérables» —, der unter schwersten Opfern gegen die Not des Alltags und die Bedrückung der höheren Klassen zu kämpfen hat. Die Schilderung seiner bedauernswerten Lage nimmt den breitesten Raum der Darstellung ein und beansprucht das Interesse des Lesers. Wenn also das Moment der Lebenserhaltung gewisser Stände vorherrscht, möchten wir solche Romane als charakteristisch soziale bezeichnen. Dadurch, daß sie das Verhältnis der niederen Klassen den höheren gegenüber darlegen, muß notwendigerweise ihre Schilderung auch ein Streiflicht auf die Sitte der Gesellschaft werfen, aber das ist erst die sekundäre Aufgabe des sozialen Romans. Dieser Umstand verleiht uns also nicht das Recht, jeden sozialen Roman in gleicher Weise Sittenroman zu nennen.

---

[2]) Ch. Brun: op. cit., p. 65.
[3]) Ib. p. 67.

Der Sittenroman hat die Sitte einer bestimmten Zeit zum Hauptgegenstand seiner Darstellung, die „soziale Lage" spielt für ihn die untergeordnete Rolle.

Unter Sitte versteht man „die zur festen Gewohnheit gewordene Art der Lebensführung von Volksgemeinschaften" [4]). Die Sitten eines Volkes hängen ab von seiner geistigen Struktur, die durch seine Naturumgebung, seine physische und psychische Eigenart und seine geschichtliche Entwicklung bedingt ist. Erste Aufgabe des Sittenromans muß es also sein, jene geistige Struktur aufzudecken, um von hier aus zur Sitte zu gelangen. Da diese nun infolge der beständig wechselnden Zeitverhältnisse stetigen Änderungen unterlegen ist, müssen auch die Sitten eines Volkes, wie V. Hugo in der «Préface de Cromwell» andeutet, zu verschiedenen Zeiten andere sein. Jeder wahre Sittenroman zeichnet sich demnach dadurch aus, daß er zeitgebunden ist und Objektivität erstrebt. Er ist das Spiegelbild der Geisteshaltung einer bestimmten Epoche; insofern sind seine Personen ganz *„Kinder ihrer Zeit"*. Für den Sittenschilderer ist einseitige Behandlung oder oberflächliche Betrachtung der Gesellschaft der größte Fehler. Er muß sich hüten, von einzelnen Erscheinungen auf das Allgemeine zu schließen. Sein Blick muß sich stets auf das Ganze richten; erst dann kann er sagen: „So ist der Charakter der Masse".

Auch beim Sittenroman führt meist ein einzelner „Held" den Faden der Schilderung; aber er ringt nicht wie der „Held" des sozialen Romans um seine physische Existenz, sondern — vgl. Balzacs «Père Goriot» — um sein menschliches Recht. Dabei lenkt der Schriftsteller unsere Aufmerksamkeit nicht so sehr auf ihn, wie wir es beim typisch-sozialen Roman gesehen haben, als vielmehr auf die Geisteshaltung der Gesellschaft, die ihm dieses Recht vorenthält.

2.) Eingliederung von «Le Rouge et le Noir».

In die Reihe dieser Romane soll «Le Rouge et le Noir» eingegliedert werden. In dem Werk hat Stendhal die Forderung, die er selbst an den Roman seiner Zeit stellte, getreulich beobachtet: «Je ne leur (i. e. aux romans) demande qu'un témoignage sur leur siècle» [5]). Lanson wird der Bedeutung unseres Schriftstellers als Sittenschilderer am meisten gerecht, wenn er sagt: «En cinq cents pages il nous apprend autant que toute la comédie humaine sur les mobiles secrets des actes et sur la qualité intérieure des âmes dans la société que la révolution a

[4]) Kirchner-Michaelis: „Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe". S. 914.

[5]) Ch. Brun: op. cit. p. 15.

faite. Il regarde dans le secret des âmes comment se forme la disposition d'où sortent tous les effets qui donnent à la société contemporaine sa physionomie»[6]. Noch in einigen anderen Werken: «La vie de Henri Brulard», «Armance», «Chartreuse de Parme», «Lucien Leuwen», «Souvenirs d'égotisme» spricht Stendhal an manchen Stellen über die Sitten seiner Zeit und bekräftigt oder vervollkommnet, was «Le Rouge et le Noir» im Zusammenhang schildert.

B.) I.) Kulturhistorische Einführung in die Zeit der Restauration.

Die Zeit, in die Stendhals Werk uns hineinführt, ist, historisch gesehen, die der Restauration. Diese Bezeichnung ist darauf zurückzuführen, daß die Bourbonen, die 1814 mit Ludwig XVIII. wieder die Herrschaft Frankreichs übernommen hatten, mit allen Mitteln versuchten, die Bevölkerung zum Autoritätsprinzip eines Ludwig XIV. zurückzuführen. Jene Zeit kennzeichnet der heftige Parteistreit zwischen den königstreuen Ultras und den Liberalen, die die Beibehaltung der Errungenschaften der Revolution verlangten. Um die Epoche dieser politischen Wirren, die auf die Sitten der Zeit unzweifelhaft einen nachhaltigen Einfluß ausüben mußten, zu verstehen, müssen wir uns die kulturhistorische Entwicklung Frankreichs von Ludwig XIV. bis zu Ludwig XVIII. in großen Zügen veranschaulichen. Dabei sollen die drei Faktoren: Politik, Religion, Wissenschaft und Kunst hauptsächlich beachtet werden[1].

Das 17. Jahrhundert.

Die Regierungszeit Ludwigs XIV. (1643—1715) stellt den Höhepunkt im Absolutismus Frankreichs dar. Ludwig, der stolz von sich sagen konnte: «*L'État c'est moi*», maßte sich unumschränkte Willkür gegen seine Untertanen an. Die Nation ver-

---

[6]) Lanson: «Hist. de la litt. fr.» p. 1008.

[1]) Zugrunde gelegt ist: Hettner: „Die franz. Lit. im 18. Jahrh.", Rambaud: «Hist. de la civilisation en France». Caillot: «Mémoires pour servir à l'hist. des moeurs et usages des Français». Maréschal: «Hist. contemporaine». Lavallée: «Hist. des Français». Köcher: „Die franz. Königszeit von den Kapetingern bis zur Revolution". Brandes: „Die Reaktion in Frankreich". Madame d'Abrantès: «Hist. des salons de Paris».

körperte sich ganz und gar in der Person dieses mächtigen Königs. Zwar schien seine Macht eingeschränkt durch gewisse Einrichtungen und Körperschaften, wie die Generalstände, Provinzialstände, Geistlichkeit und Adel, aber alle diese Hindernisse wußte er geschickt aus dem Wege zu räumen. Die Generalstände hatte er schon seit 1614 nicht mehr zusammengerufen. Um bei den Adligen, die als souveräne Herren auf ihren Gütern saßen, jede Regung zur Selbständigkeit zu ersticken, zog er sie an den Hof und verschaffte ihnen durch die üppigsten Feste Zerstreuung. Von dem Adligen, den er am Hofe nur selten sah, sagte er verächtlich: «*Je ne le connais point*» oder auch «*C'est un homme que je ne vois jamais*». Durch die vielen Vergnügungen veranlaßte er den Adel zu einem Aufwande, den dieser auf die Länge der Zeit nicht bestreiten konnte. Er verarmte mehr und mehr und war auf die Huld und Gnade des Königs angewiesen und mußte von ihm Geschenke und Unterstützungen annehmen. Bald waren alle Franzosen, auch die Adligen, Untertanen des Königs. Wenn man früher sagen konnte: «*Point de terre sans seigneur*», so gab es jetzt kein Stück Erde mehr in Frankreich, das nicht dem Könige gehörte, dem einzigen seigneur. An die Stelle der Herrschaft der Lehnsherren setzte Ludwig die zentrale Regierungsgewalt, die sich nun mittels ihrer Agenten um alle Einzelheiten der Verwaltung kümmerte. Dafür, daß der seigneur nicht mehr über die Verwaltung des Dorfes wachen durfte, blieb er, als die Steuern eingeführt wurden, steuerfrei. Diese Steuerfreiheit empfand der Bauer so lange nicht als eine Ungerechtigkeit, als der Adlige dafür verpflichtet war, dem Könige Kriegsdienste zu leisten. Als aber diese Verpflichtung nicht mehr bestand und die Steuern unter allerlei Namen aufgelegt wurden, erschien den Bauern jenes Privileg unerträglich, und an die Stelle der früheren Zuneigung trat Neid und Haß. Die Bauern mußten die Kosten für das luxuriöse Leben in Versailles, das 1682 offizielle Residenz des Königs wurde, aufbringen; für sie war daher das glänzende *ancien régime* eine drückende Last.

Die Intendanten des Königs verstanden es nicht, auf dem Lande stets die richtigen Maßnahmen zu treffen, und nährten nur die Unzufriedenheit. Auf der anderen Seite wurde das Elend der Bauern durch die Bedrückung seitens der Adligen immer mehr gesteigert. Diese forderten, um ihren Luxus und ihre Liebhabereien zu befriedigen, rücksichtslos die zu leistenden Abgaben. Diese Lasten wurden für die Landbevölkerung um so drückender, je mehr die Verschwendung der Großen zunahm. Infolgedessen zeigte ihre Verarmung immer traurigere Formen. Der Adel aber fühlte sich allmählich in seiner Abhängigkeitsstellung am Hofe, gegen die er sich anfangs verzweifelt zur Wehr gesetzt hatte (siehe

Fronde), sehr wohl. Damit hatte Ludwig XIV. sein beabsichtigtes Ziel erreicht: die souveränen seigneurs, das Haupthindernis seines absolutistischen Systems, waren gefügige Untertanen geworden.

In der Einheit der Religion sah Ludwig XIV. ein weiteres Mittel zur Stärkung seines Absolutismus. In selbstherrlicher Weise hob er daher im Jahre 1685 das Edikt von Nantes, durch das Heinrich IV. fast ein Jahrhundert vorher allen Franzosen Religionsfreiheit zugesichert hatte, auf. Nur die katholische Religion wurde als Staatsreligion anerkannt. Die Hugenotten hatten unter ihm unsägliche Leiden auszustehen und mußten scharenweise das Land verlassen, weil sie nicht zur katholischen Kirche zurückkehren wollten. Es galt nunmehr in Frankreich: *un roi, une loi, une foi.* Den hohen Klerus wußte Ludwig ebenso wie den Adel seinem Willen gefügig zu machen. Er vergab Pfründen nach Belieben und versorgte vor allem die jüngeren Söhne adliger Familien. Dafür mußten diese zu den Lasten des Staates beitragen, die sich infolge der fortwährenden Kriege und seiner Prachtliebe ins Unendliche gesteigert hatten. Nach dem Beispiele der adligen Gesellschaft lebten auch die Bischöfe, Erzbischöfe, Großvikare und Domherren in den großen Städten, nur die Prioren und Pfarrer blieben auf dem Lande und lebten bescheiden von ihrem kargen Gehalt. Während jene die Soutane mit luxuriösen Gewändern vertauschten und bei Festen und üppigen Gelagen ihre Zeit verbrachten, blieben die Landpfarrer schlichte, einfache Diener Gottes. Caillot sagt von ihnen in seinen Memoiren: «Modestes devant les grands et les riches, on ne les voyait point insolents à l'égard des petits et des pauvres, qui trouvaient souvent en eux d'utiles amis et de zélés défenseurs» [2]).

Die Wissenschaft und die Literatur, die im 17. Jahrhundert die klassische Hochblüte erreichte, wurden ebenfalls eine Stütze und ein Prunkstück des absoluten Königtums. Der Kardinal Richelieu erhob die Académie française 1635 zu einem staatlichen Institut und stellte sie damit als oberste Aufsicht in Sachen der Wissenschaft, Kunst und Literatur in den Dienst der Monarchie. Malherbe und Boileau regelten die Poesie, und der einflußreiche Grammatiker Vaugelas eiferte für die Anwendung einer guten französischen Ausdrucksweise. Racine, Corneille, Molière, Lafontaine und viele andere Dichter trugen zu dem glänzenden Aufschwung des schöngeistigen Lebens in Frankreich bei, erhellten den Glanz am königlichen Hofe und steigerten somit das Ansehen des Königs. Berühmte Kanzelredner wie Bossuet, Bour-

---

[2]) Caillot: «Mémoires pour servir à l'hist. des moeurs et usages en France». t, I, p. 31.

daloue und Fléchier verkündeten den Ruhm des Monarchen von der Kanzel und verteidigten den Absolutismus. Zwar wagte Fénelon, der Erzieher des Herzogs von Burgund, in seinem «Télemaque» schon eine Kritik an der politischen Führung des Königs, aber seine Mahnrufe wurden überhört und mit der Ungnade des Königs beantwortet. Um dieselbe Zeit, da er für die politische Besserung und Befreiung eintrat, wirkten Vauban und Boisguillebert, die das Elend der schaffenden Bevölkerung rührte, durch ihre Schriften schon für die wirtschaftliche. Doch auch ihre Gedanken fanden an der maßgebenden Stelle kein Gehör. Zu sehr hatte der Glanz des Hofes den Blick für diese Dinge geblendet.

In den letzten Jahren Ludwigs XIV. schien der Luxus und der Glanz am Hofe zu verblassen. Das sonst so weltmännische Leben des Herrschers wandelte sich in eine bigotte Altersfrömmigkeit. Sein Hofstaat, der in allem sein getreues Abbild war, folgte auch darin dem Beispiel seines Herrn. Die Kapelle war besuchter als die Schauspiele des Hofes, die nur noch sehr selten stattfanden.

Das 18. Jahrhundert.

Mit dem Regierungsantritt Ludwigs XV. aber begann der Luxus in Versailles aufs neue. Die Verhältnisse am Hofe wurden schlimmer als in den glänzenden Zeiten des Sonnenkönigs. Die höfische Etikette, auf die jener einen so großen Wert gelegt hatte, wurde mehr und mehr abgestreift. Unter dem neuen Regenten ging alles auf Zwanglosigkeit und keck zugreifende Leichtlebigkeit hinaus. Niedriger Ehrgeiz, gemeine Intrigen, Bestechungen und ungezähmte Ausgelassenheit waren die Laster, mit denen der Hof Frankreich und Europa das unwürdigste Beispiel bot. Kein Wunder daher, daß die Sittenlosigkeit auch in den niedrigen Klassen um sich griff. Bald gehörte es zum guten Ton, daß die Männer eine Mätresse hatten und daß die Frauen mit Verachtung von der ehelichen Gemeinschaft sprachen. Indessen wuchs die Not des Volkes ins Ungeheure. Viele starben vor Hunger, während die Ausgaben am Hofe sinnlos zunahmen.

Das Geistesleben stand in diesem Jahrhundert nicht mehr in der engen Verbindung mit dem Thron, wie wir es unter Ludwig XIV. gesehen haben. Während in den letzten Jahrhunderten dem Volke fast alle Freiheiten verloren gegangen waren, war ihm eine geblieben, nämlich die, fast zwanglos über Gesellschaft und Regierung und die ursprünglichen Rechte der Menschheit zu philosophieren. Von diesem Rechte machte die Wissenschaft, insbesondere begünstigt durch den englischen Einfluß, er-

giebigen Gebrauch. Ihre ganze Arbeit stand im Dienste der Aufklärung, die mit unerbittlicher Logik den Kampf gegen die „Vorurteile" in religiösen und gesellschaftlichen Dingen aufnahm. Überall wimmelte es von *libertins*. Zwar suchten die Jesuiten in ihren collèges, in denen die jungen Franzosen erzogen wurden, das Monopol der katholischen Lehre zu wahren, doch konnten sie den gewaltigen Strom der Bewegung nicht zurückhalten. Eine moralisierende, aufklärende Geistesrichtung zeigten die Schriften der berühmten Philosophen des Jahrhunderts: Voltaire, Montesquieu, Diderot, Rousseau u. a. Epos, Roman, Tragödie und Lustspiel wurden Bundesgenossen der Philosophie. Der Dichter war zugleich Philosoph.

Ihren ersten Niederschlag fanden die Schriften der Aufklärer in den *„gelehrten Salons"*, in denen die Frauen die Hauptrolle spielten. Dort war die Philosophie mehr eine Angelegenheit der Mode und des Zeitvertreibs als der wissenschaftlichen Anteilnahme. Mme. d'Abrantès sagt: «On y discutait les ouvrages qui paraissaient périodiquement ou chaque jour: les femmes, avides de s'instruire, demandaient des explications qu'elles ne comprenaient pas toujours, mais qui plus tard leur devinrent familières et leur font aujourd'hui prendre en pitié le temps où elles pouvaient être arrêtées par de semblables niaiseries» [3]. Der Inhalt der staatsrechtlichen und ökonomischen Gedanken, vor allem Montesquieus Lehre von der Teilung der Gewalten, sickerte allmählich auch in die breite Masse durch und wurde dort als ein Signal für einen gesellschaftlichen Umsturz aufgenommen. Hätte das französische Volk noch an der Regierung und Verwaltung teilgehabt, so hätte es sich durch die Schriften der großen Philosophen sicher nicht ohne weiteres für die Revolution begeistern lassen. Adel und höhere Bürgerschaft, die schon so lange dem öffentlichen Leben fernstanden, ja nicht einmal die Intendanten ahnten die drohende Gefahr.

Die Provinz sehnte sich wieder nach Selbstverwaltung. Die Erinnerung an die alte Ständeversammlung und der Gedanke, daß das Volk ein Recht habe, an der Regierung teilzunehmen, wurden immer dringender. Vielfach suchte die Landbevölkerung durch Selbsthilfe der fortschreitenden Verarmung in etwa zu begegnen, weil die Regierung sich nicht im geringsten darum kümmerte. Da man sich in diesen Bestrebungen ganz auf eigene Mittel beschränkt sah, trugen die Erfolge dieser Selbstinitiative aber nur dazu bei, ein Ressentiment gegen die höfische Gesellschaft zu nähren. Die Unzufriedenheit wurde noch dadurch gesteigert, daß die oberen Schichten unter Ludwig XVI. offen von der Ungerechtigkeit

[3] Mme. d'Abrantès: «Hist. des salons de Paris», p. 9.

sprachen, die dem Volke bisher widerfahren sei. Ludwig wies selbst öffentlich auf die Fehler seiner Vorgänger hin. Im Jahre 1789 stellte er endlich, um das Volk zu beruhigen, den Intendanten die Provinzialversammlung an die Seite. Zwischen den Intendanten und der Versammlung aber kam es nicht selten zu Reibereien und oft trat ein voller Stillstand in der Verwaltung ein. Die Erregung wuchs dadurch ins Ungeheure. Unter solchen Verhältnissen brach das Revolutionsjahr 1789 herein. Was die gebildeten Klassen in unvorsichtiger Weise vorbereitet hatten, das wurde nun von den ungebildeten Elementen der Nation ins Werk gesetzt.

Die Revolutionszeit.

Das Königtum hatte die Einheit und die Größe des französischen Staates geschaffen; es hatte die Herrschaft der Feudalen gestürzt, aber ihre Privilegien bestehen lassen. Dem Volke hatte es seine Freiheit geraubt und auf seinem Ruin seine absolute Macht errichtet. Die Revolution lenkte diese Verhältnisse in neue Bahnen. Die Einheit des Reiches blieb unangetastet, aber die souveräne Autorität ging in die Hand des Volkes über. Die Vorrechte der Adelsklasse wurden für nichtig erklärt und dem Volke die Freiheit zurückerstattet. *Unité, égalité, liberté!* war die Losung der Revolutionäre. Ihre Forderungen sind zusammengefaßt in den allgemeinen Menschenrechten. Schutz des Besitztums, Gleichheit vor dem Gesetz, vor allem aber Freiheit in der Meinungsäußerung und in der Religion wurde den Staatsbürgern zuerkannt. Die Kirchen- und Klostergüter wurden zum Staatseigentum erklärt und damit war den höheren Geistlichen die Hauptstütze ihrer weltlichen Macht entzogen. Sie verließen scharenweise mit den entrechteten Adligen das Land und suchten Zuflucht in der Fremde. Die zurückgebliebenen Geistlichen, die die neue Verfassung nicht beschwören wollten, verloren nicht nur ihre Ämter, sondern wurden als Empörer und Verräter der Nation verbannt. In allem, was die Männer der Revolution taten, beriefen sie sich auf die Literatur des 18. Jahrhunderts. „Es ist, als geizten sie nach keiner anderen Ehre, als fertige Lehrsätze in Taten umzusetzen“ [4]).

Die Göttin der Vernunft, die im Jahre 1793 an Stelle des Christengottes auf die Altäre erhoben war, sollte sich in Frankreich keiner langen Herrschaft erfreuen. Wenn Graf Mirabeau gesagt hatte, es gelte Frankreich zu dekatholisieren, so zeigte sich, daß gerade auf religiösem Gebiete die ersten Reaktionsbestrebungen einsetzten. Das Volk hatte zwar in dem Revolutionstaumel an dem Vernunftskultus teilgenommen, im Herzen vieler aber lebte

[4]) Brandes, G.: «Die Reaktion in Frankreich», S. 24.

die festverwurzelte katholische Tradition weiter. In Wirklichkeit war nicht nur der gemeine Mann im innersten Herzen der Kirche treu geblieben, auch in den vornehmen Familien auf dem Lande waren während der Revolution Mutter und Töchter nach wie vor katholisch.

Es folgte bald auf die Priesterverbannung des Konvents und die unzulängliche Toleranz des Direktoriums die vollkommene Religionsfreiheit. Den Priestereid löste das einfache Versprechen, dem Staate gehorchen zu wollen, ab; der Unterhalt des Priesters wurde durch freiwillige Beiträge seiner Gemeinde bestritten.

Napoleon, der inzwischen die Herrschaft des neuen Frankreichs an sich gerissen hatte, erkannte schon bald die Wiederherstellung der Staatskirche als ein notwendiges Glied seiner Politik. Heimlich wurde ein Konkordat mit Rom vorbereitet und am 18. April 1802 die Wiedereinführung des christlichen Kultes bekräftigt. In der gesetzgebenden Körperschaft und vor allem im Heer wurde diese Neuigkeit, die dem republikanischen Gesetz zuwider schien, mit größter Empörung aufgenommen; doch wußte die Autorität Napoleons, die sich auf seine glanzvollen kriegerischen Leistungen gründete, die Bedenken bald zu zerstreuen. Die Macht seiner Persönlichkeit, die die großen Erfolge ihm gesichert hatten, erlaubte es Napoleon, auch in anderen Dingen die freiheitlichen Belange von 1789 zu seinen Gunsten zu schmälern.

Die ganze Nation stand in Waffen und lebte in einem nie endenden Siegestaumel. Das stolze Gefühl, daß jeder *den Marschallstab im Tornister trage*, konnte keine Bitternis in den Herzen seiner Soldaten aufkommen lassen, wenn er nach und nach ihre freiheitlichen politischen Vorrechte eindämmte. Die Presse, die in den Tagen der Revolution jeder neuen Idee ein williges Organ gewesen war, unterstellte er von neuem der Zensur; ebenfalls das Theater, das zu einer Stätte der Propaganda revolutionärer Ideen geworden war. Die politische Betätigung des Individuums erblaßte zu einem Scheinrecht; er allein hatte in Wirklichkeit zu befehlen. Als er die französische Kaiserkrone annahm (1804), beschloß er, einen neuen Adel zu schaffen, der an Zahl und Glanz den alten, der durch die Revolution fast ganz verschwunden war, ersetzen könne. Nun entwickelte er an seinem Hofe einen Luxus, der dem seiner Vorgänger kaum nachstand.

Die Wissenschaften machten unter seiner Herrschaft große Fortschritte. Er selbst hatte den Ehrgeiz, ein Gelehrter zu sein, und ließ sich auf seinen Feldzügen stets von geschulten Männern begleiten. Als Belohnung und zum Ansporn erhielten die Gelehrten und Schriftsteller ebenso das Kreuz der Ehrenlegion wie die tapferen Soldaten seiner vorzüglichen Armee.

Die Bühnenkunst, die seit Boileau als Höchstes das klassische Ideal erstrebte und getreu die Regeln der drei Einheiten beobachtete, hat auch unter Napoleon keine wesentlichen Neuerungen erfahren. Eine neue, antiklassische Bewegung war indes in Vorbereitung, die sich im Jahre 1830 durch Victor Hugos «Hernani» die Öffentlichkeit eroberte.

Beginn der Restaurationszeit.

Der unglückliche Verlauf des russischen Feldzuges setzte der glanzvollen Zeit Napoleons ein jähes Ende. Das Haus der Bourbonen kehrte mit Ludwig XVIII. in seine alten Rechte zurück. Damit war der Glückstraum tausender junger Soldaten, die durch ihre Tüchtigkeit militärische Ehren zu erringen hofften, zerronnen. So sehr waren sie an Gefahr und Sieg gewöhnt, daß ein großer Teil sich zu keiner anderen Lebensweise im bürgerlichen Leben entschließen konnte. Sie traten, wenn es ihnen möglich war, unter der neuen Herrschaft wieder ins Heer ein. Der weitaus größte Teil aber verfiel einer trostlosen Melancholie und schaute mit stummer Hoffnung nach jener Insel hinüber, wo der große Gefangene den Tod erwartete.

Indessen begann im Lande ein erbitterter politischer Kampf. Zwar hatte die neue Regierung durch die Charte vom 4. Juni 1814 Frankreich die Freiheit und den Frieden versprochen. Der Senat und die Kammer, die sich aus den Abgeordneten der Departements zusammensetzte, waren übernommen worden. Öffentliche und individuelle Freiheit waren zugesichert, die Presse- und Meinungsfreiheit sichergestellt, der alte und der neue Adel, sowie die militärischen Ehren und Grade waren anerkannt worden. Aber das änderte nichts an dem Mißtrauen, das das Volk den Bourbonen entgegenbrachte. In spöttischer Weise sprach man von der *royauté de l'étranger*, weil sie ihren Aufstieg der Hilfe des Auslandes verdankte.

Und in der Tat dauerte es nicht lange, bis der König einen offenen Bruch der Charte wagte. Sein erster Schlag richtete sich gegen die Pressefreiheit. Ein Gesetz verkündete, alle Zeitungen und Zeitschriften dürften nur mit Ermächtigung des Königs erscheinen. Bald kehrten auch die emigrierten Adeligen auf Anlaß des Königs nach Frankreich zurück und hofften dort ihre alte Stellung wieder einnehmen zu können. Ihnen sprach ein Erlaß vom 13. Sept. 1815 ihr Gut, soweit es noch nicht verkauft war, wieder zu. Zudem wurden die Emigranten, die nie gedient hatten, mit Auszeichnungen und Titeln überhäuft, während viele verdienstvolle Offiziere der kaiserlichen Armeen verhaftet wurden. In religiöser Beziehung wurde aus der freiwilligen Be-

tätigung wieder ein Zwang. Die Sonntags- und Festtagsfeier wurde wieder allgemein eingeführt, die Sonntagsarbeit strengstens untersagt und Betrieb und Geschäft für diese Tage geschlossen.

Diese Restaurationsbestrebungen auf politischem und religiösem Gebiete mußten im liberalen Volke naturgemäß größte Unzufriedenheit auslösen und dort den Haß gegen das neue monarchistische Regime entfachen. Den Liberalen gegenüber traten nun die alten Adligen und königstreuen Royalisten, die von der Monarchie am meisten erwarteten, als Partei der Ultras für die Belange des Königs ein. Der Kampf dieser beiden Gegensätze ist unter Ludwig XVIII. und Karl X. nie zur Ruhe gekommen, bis dann im Jahre 1830 die Julirevolution dem Hader für immer ein Ende bereitete.

Außerdem darf eine Gesellschaft, die in der Restauration zu einer gewichtigen Macht wurde, nicht übersehen werden: die „Kongregation". Ursprünglich war es eine Gruppe von Katholiken, die in der Zeit der Revolution, als die öffentliche Ausübung des katholischen Kultes nicht ohne Gefahr war, sich heimlich zu bestimmten Zeiten im Saale des „Seminars für auswärtige Missionen" in der Rue du Bac versammelte. Allmählich erweiterte sich der Kreis, und die Mitglieder erwiesen sich in brüderlicher Treue untereinander wichtige Dienste. Bald kam die Vereinigung unter die Leitung eines Jesuiten, der eine „Kongregation" daraus bildete, d. h. eine Vereinigung von Leuten, die nicht der Gesellschaft Jesu angehörten, sich aber zu ihrer Lehre bekannten und ihr dienten. Daher nannte man die Mitglieder auch «Jésuites de robe courte». Die Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron gab der Entwicklung der Gesellschaft einen günstigen Antrieb. Leute des Hofes, der König Ludwig XVIII. selbst und Beamte jeder Ordnung zählten sich bald zu ihr. Dadurch erlangte die „Kongregation", die den Katholizismus alten Formates in Frankreich wieder anstrebte, eine gewisse politische Bedeutung. Ihre beste Stütze war die Geistlichkeit, deren Interesse sie in den beiden Kammern zu vertreten suchte. Dort fanden alle Maßnahmen, die der Ausdehnung des klerikalen Einflusses nützlich sein konnten, ihre Unterstützung. Dieser politische Einfluß der „Kongregation" und der Kleriker, oder, wie man sagte, des «*parti prêtre*» war eine der Hauptursachen der Unpopularität der Restauration.

II.) Das innere Verhältnis des Schriftstellers zu seinen Zeitgenossen und seine tiefere Begründung.

Das Streben nach peinlichster Objektivität ist für einen Schriftsteller die Voraussetzung für die Darstellung zeitgenössischer Sitten. Die Erfüllung dieser Forderung ist, wie schon in der Einleitung erwähnt, eins der wesentlichen Kriterien für den Sittenroman. Der Schriftsteller wird ihr gerecht, wenn er die feste Absicht hat, objektiv zu sehen. Wenn er trotzdem je nach seiner geistigen Konstitution, seiner Sensibilität, seinen persönlichen Erlebnissen und Betrachtungen, seiner eigenen Stellung zur Gesellschaft ein individuell gefärbtes Bild entwirft, so kann ihm das sicher nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die natürliche Veranlagung des Einzelnen trübt eben immer die rein objektive Sicht, die deshalb als solche nur Theorie sein kann.

Wie weit solche persönlichen Momente bei Stendhal mitgespielt haben und von welchem Gesichtspunkte aus er seine Zeitgenossen sieht, muß zur richtigen Einschätzung seines Werkes zunächst dargelegt werden. Dafür ist die Kenntnis seiner Lebensumstände und die Analyse seines Charakters unentbehrlich. Wir wollen daher im Folgenden den Lebensgang des Schriftstellers skizzieren und versuchen, seinen persönlichen Eigenarten gerecht zu werden.

Der Lebensgang Stendhals.

Am 23. Januar 1783 wurde Henri Beyle in Grenoble, der Hauptstadt der Dauphiné, geboren. Er war der Sohn von Eltern sehr verschiedenen Charakters. Sein Vater, ein echter Vertreter der Dauphiné, war verschlossen, mürrisch und gewinnsüchtig; seine Mutter, die einem italienischen Geschlechte entstammte, besaß ein zartes, begeisterungsfähiges Gemüt. Schon früh starb diese Mutter, die der junge Henri über alles liebte, und fortan war seine Erziehung seinem Vater und seiner Tante Séraphie überlassen, die schon in früher Jugend im Rufe einer *dévote* lebte. Der empfindliche Knabe erfuhr unter ihrer Leitung die ersten Enttäuschungen seines Lebens.

Gegen seinen Vater, der ihn nie liebte, fühlte er schon als Kind eine tiefe Abneigung. Seine Tante Séraphie behandelte ihn kühl und barsch und fand für alles, was er tat, nur Worte des Tadels. In der «Vie de Henri Brulard» sagt er später: «Je fus déclaré pourvu d'un caractère atroce, grondé par mon excellent grand-père, M. Gagnon, qui avait peur de sa fille Séraphie, la

dévote la plus en crédit dans la ville» [1]). Den herbsten Schlag mußte das zarte Gemüt des Knaben ertragen, als er, stumm und versunken in das grenzenlose Unglück, am Totenlager seiner Mutter stand. «Ma tante Séraphie», sagt er in der «Vie de Henri Brulard», «osa me reprocher de ne pas pleurer assez»: und mit wehmütiger Ironie fügt er hinzu: «Qu'on juge de ma douleur et de ce que je sentis!» [2]). Kein Wunder, daß sein wahrheitsliebender Sinn in der Pietät dieser angeblichen dévote nichts weiter als eine gemeine Heuchelei witterte. Dieser Umstand wurde allgemein bestimmend für seine Stellungnahme zur Religion. «De cette époque date mon horreur pour la religion» [3]). In derselben Zeit faßte er einen leidenschaftlichen Haß gegen die Priester, denn die Handlungen derjenigen, die im Hause seines Vaters verkehrten, schienen ihm mit der Ehre wahrer Gottesdiener nicht vereinbar. «J'avais entendu les prêtres de Séraphie et de mon père se glorifier de la facilité avec laquelle ils menaient, c'est-à-dire ils trompaient, telle personne ou telle réunion de personnes» [4]). Seine ganze Umgebung stieß ihn bald ab, selbst seine Spielkameraden. Überall glaubte sein empfindliches Gemüt und sein nach Aufrichtigkeit strebender Sinn Spuren von Hypokrisie zu entdecken. Betrübt wandte sich der junge Beyle von der Gesellschaft des Kleinstädtchens ab und folgte seinen eigenen Plänen; doch hütete er sich, in seiner angeborenen ratio und seinem selbstherrischen Stolz — ein Erbteil von seinem Vater — die Verwundbarkeit seines Herzens nach außen zu zeigen.

Seine schrankenlose Ungebundenheit und seine eigenwillige Selbstausbildung richteten schon in der unerträglichen Schwüle des Vaterhauses seine Aufmerksamkeit auf die großen Geister der Aufklärung. Er sagt, in den Trauertagen um den Tod seiner Mutter sei die Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert sein einziger Trost gewesen. In der Neigung zu dieser Literatur wurde er gefördert von seinem Großvater M. Gagnon, der sich mehr und mehr der Unterweisung des Knaben annahm. In ihm hatte der „Einsame" bald einen Freund gefunden, der ihn nun ganz in die Bahnen lenken sollte, die sein reger Geist längst aufgespürt hatte. Von ihm allein behauptet Stendhal seine wahre Erziehung erhalten zu haben. «Dans le fait, j'ai été exclusivement élevé par mon excellent grand-père, M. Gagnon. Cet homme rare avait fait un pèlerinage à Fernay pour voir Voltaire et en avait été reçu avec distinction» [5]). Die Lektüre der Enzyklopädie bedeutete für ihn

---

[1]) «Vie de Henri Brulard», t. I, p. 33.
[2]) Ibid. t. I, p. 39.
[3]) Ibid. t. I, p. 33.
[4]) Ibid. t. II, p. 85.
[5]) «Vie de Henri Brulard» t. I, p. 34.

ein wahres Labsal. In ihr glaubte er die Quellen edler Menschlichkeit zu finden, während er in seiner Umgebung nur Falschheit und Heuchelei entdeckte. Mit seiner Abneigung gegen den Vater und die Tante und seinem Haß gegen die Priester wuchs noch die Liebe zu den Ideen des 18. Jahrhunderts. Ja gerade die Abscheu dieser Personen vor Diderot, d'Alembert, Cabanis, Destutt de Tracy u. a. steigerte in ihm das Interesse. Er selbst berichtet darüber: «Mon père ne me voyait feuilleter l'Encyclopédie qu'avec chagrin. J'avais la plus entière confiance en ce livre-là, à cause de l'éloignement de mon père et de la haine décidée qu'il inspirait aux prêtres qui fréquentaient la maison» [6]).

Aus seiner Vaterstadt, die so abstoßende Charaktere beherbergte, zog es den jungen Menschen immer mehr hinaus nach der Hauptstadt Paris. Er studierte jetzt eifrig Mathematik, in der Hoffnung, auf diese Weise die Erlaubnis zum Besuch der polytechnischen Schule zu erhalten und so die Möglichkeit zu erwirken, dem verhaßten Grenoble den Rücken zu kehren. Mit 17 Jahren endlich kommt der hoffnungsvolle Jüngling in die Stadt seiner Jugendträume. Er ist besessen von der Idee, der Geliebte einer Schauspielerin zu werden und möglichst gefährliche und phantastische Abenteuer zu erleben. Zu bald aber sollte hier sein Jugendschwarm verfliegen. Im Salon des vornehmen Grafen Daru, zu dem der Vater ihn geschickt hatte, bekam er die ersten Eindrücke des Pariser Lebens. Auch hier fand er keine aufrichtigen Menschen mit eigener Initiative, die er in Grenoble so sehr vermißt hatte. Er mußte erkennen, daß in seiner Zeit nicht Wissen und Fähigkeiten die Vorbedingungen zum Erfolge waren, sondern Abstammung und gesellschaftliches Ansehen. Überall gewahrte er Falschheit und Heuchelei. Von neuem sah er sich enttäuscht, vereinsamt und auf sein eigenes Ich angewiesen. «La question terrible que je n'avais pas assez d'esprit pour voir nettement» gesteht er später, «était celle-ci: Où est donc le bonheur sur la terre? Et quelquefois j'arrivais jusqu'à celle-ci: y a-t-il un bonheur sur la terre?» [7]). Allein Napoleon, dessen Ruhmessonne über Europa zu leuchten begann, schien ihm noch wahre Leidenschaft und unbeirrbare Energie zu besitzen. Seine kühnen Taten hatte er schon in Grenoble in den Journalen mit reger Anteilnahme wahrgenommen. Ihm folgte er als begeisterter Patriot und mit dem leidenschaftlichen Verlangen, neue Länder zu sehen, im folgenden Jahre in den italienischen Feldzug. In Italien fand er das Land seiner Sehnsucht. Hier erwachte von neuem in ihm der Drang, nach Paris zu gehen und den Dichterlorbeer zu erwerben. Stärker aber noch fesselte ihn die Persönlichkeit Napoleons, und wiederum

[6]) «H. Brul.» t. II, p. 60.
[7]) Ibid. t. II, p. 115.

folgte er der Trikolore nach Preußen und in die Schneefelder Rußlands. Doch auf die Dauer enttäuschten auch die Kriegsabenteuer die Erwartungen des unersättlichen Suchers. Edouard Rod sagt von ihm: «Pendant la campagne de Russie, les soirs de bivouac, il se demandait comme devant le fort de Bard: N'est ce que ça?. Et ce mot fut toujours comme son mélancolique refrain, comme le Leitmotiv de ses expériences» [8]. Noch bevor das große russische Abenteuer seine Katastrophe erlebte, hatten ihn die dauernden Enttäuschungen in einen Zustand müder Resignation versetzt: er verlangte zurück nach Italien. «Cette soif de voir» schreibt er am 24. August 1812 aus Smolensk. «que j'avais autrefois s'est tout à fait éteinte: l'ambition ne fait plus rien sur moi. Depuis que j'ai vu Milan et l'Italie, tout ce que je vois me rebute par la grossièreté» [9]. In Mailand fand Stendhal nach den Strapazen des anstrengenden Feldzuges gute Erholung und vor allem die langersehnte, volle Zufriedenheit. Nicht einen Augenblick dachte er daran, in die französische Gesellschaft, die er in so unangenehmer Erinnerung hatte, zurückzukehren. Vor allem aber wollte er die Politik der Restauration nicht mitmachen, die das wieder auf den Thron erheben wollte, was die großen Philosophen des 18. Jahrhunderts, für die er so sehr schwärmte, durch ihre Ideen dem Untergang geweiht hatten. In seiner Mailänder Zeit beschäftigte sich Stendhal mit der Schriftstellerei, mit Musik, Malerei und Poesie. Daneben wagte er sich in seiner Freizeit in manche Liebesabenteuer. In den Salons der vornehmen Gesellschaft, wo er ein vielgesehener Gast war, lernte er das italienische Geistesleben kennen und schätzen.

Im Jahre 1821 wurde er von den Österreichern des Landes verwiesen, weil man ihn zu den *Carbonari* zählte, einer Gruppe von Männern, die sich gegen jegliches tyrannisches System verschworen hatten und republikanische Einrichtungen ersehnten. Bis 1830 lebte er nun wieder in Paris und arbeitete dort in den letzten Jahren an seinem Hauptwerk «Le Rouge et le Noir», das er im Jahre 1830 abschloß. In derselben Zeit entwarf er noch den Plan zu der «Chartreuse de Parme». Die letzten Jahre seines Lebens sehen wir ihn als französischen Konsul in Triest und Cività-Vecchia, einem kleinen Städtchen in der Nähe Roms. Unerwartet ereilte ihn am 23. März 1842 bei einem Besuch in Paris der ersehnte Tod. Seine Grabschrift, die Beyle selbst geprägt hatte, ist eine letzte Herausforderung an die Gesellschaft seines Vaterlandes, und in ihrer gedrängten Kürze faßt sie sehr treffend sein ganzes Leben zusammen. Sie lautet:

---

[8]) Ed. Rod: «Stendhal», p. 17.

[9]) Vgl. E. Rod, op. cit. p. 24.

Quì Giace
Arrigo Beyle Milanese
Visse, Scrisse, Amò.

Stendhals Charakter.

Als Sohn so verschieden gearteter Eltern trug Stendhal die Keime der entgegengesetztesten Veranlagungen in sich. Von der Mutter aus neigte er zu einer gemütvollen Schwärmerei, während die Natur des Vaters sich in der Neigung zu kühl berechnender Vernünftelei zeigte. Für die Entwicklung dieser inneren Anlagen zu seiner späteren bleibenden Willensart sind vor allem die Jugendeindrücke Stendhals bestimmend gewesen. Paul Valéry sagt darüber: «Stendhal est un des hommes que leurs impressions d'enfance ont le plus clairement formés, armés, definitivement marqués» [10]).

Als nach dem Tode seiner Mutter die natürliche, angeborene Wahrheitsliebe Beyles und seine Abneigung gegen alle Affektation und Unnatur in seiner näheren Umgebung die ersten Enttäuschungen erlebte, wandte sich der Knabe zunächst betrübt von der Gesellschaft des Kleinstädtchens ab und zog sich auf sich selbst zurück. Er verfiel vorübergehend in einen Zustand des Weltschmerzes. Dann gewann allmählich das rationale Element des Vaters in ihm die Oberhand und rettete ihn aus diesem hilflosen Zustande des Gefühls der Minderwertigkeit. Mit übermütigem Selbstbewußtsein machte er sich nun an die Analyse seines eigenen Ichs. Hier glaubte er alles das zu entdecken, was er in seiner Umgebung so sehr vermißte: den natürlichen, von aller Äußerlichkeit unbeeinflußten Menschen. Mit dieser Erkenntnis seiner eigenen kostbaren Eigenschaften erstand in ihm das stolze Gefühl der Erhabenheit über seine Mitmenschen. Jegliche Achtung und jegliches Verantwortungsgefühl vor der Gesellschaft, die für den Knaben die Bewohner des kleinen Städtchens Grenoble bildeten, ging verloren. Er haßte alles, was seiner Person von außen her zugetragen wurde und seiner Originalität schaden könnte. Es scheint bei Stendhal das zuzutreffen, was Ed. Spranger [11]) über den Typ des Hassers sagt. Er haßte seine Mitmenschen, weil er die hohen positiven Werterwartungen, die er an sie gestellt hatte, enttäuscht sah. Sein Haß ist ein Ressentimenthaß, eine enttäuschte Liebe.

Die starke Neigung Stendhals, um jeden Preis originell zu erscheinen, verleitete ihn nicht selten zu theoretischen Verallgemeinerungen. Die Enttäuschung, die er von einem erfahren

[10]) Paul Valéry: «Préface de Lucien Leuwen» p. XXIV.
[11]) Vgl. Ed. Spranger: „Lebensformen", S. 290.

hatte, dehnte er oft ohne Bedenken auf dessen ganze Gruppe aus. So glaubte er die Priester und die Religion verachten zu müssen, weil seine Tante Séraphie, die er leidenschaftlich haßte, als eine *dévote* galt. Er konnte sich nicht vorstellen, daß man irgendwelche Sympathien für die Religion und die geistlichen Würdenträger haben könne, ohne seiner Tante zu gleichen. Daß er sich nun lieber mit den Ideen der Aufklärer auseinandersetzte, geschah wiederum vor allem deshalb, weil sie seiner Umgebung so sehr verhaßt waren. Aus ebenso wenig begründeten Motiven entstand Stendhals politische Einstellung. «Ma famille était des plus aristocrates de la ville, ce qui fit que sur-le-champ je me sentis républicain enragé» [12]).

Alle diese Folgerungen, die doch nur seinem Abscheu gegen seine unliebsame Umgebung entsprangen, blieben das ganze Leben hindurch Stendhals ehrliche Überzeugung, und er war der Meinung, daß alle anderen Menschen im Grunde dieselben Ansichten hätten wie er, daß sie sich nur aus irgendwelchen Interessen anders gäben. Prosper Mérimée sagt: «Je suppose qu'il y avait pris, entre autres opinions, celle de l'égalité des intelligences humaines. Du moins il ne pouvait se persuader que ce qui lui semblait faux pût paraître véritable à un autre. Il s'imaginait et de très bonne foi, je pense, qu'au fond chacun partageait ses idées, mais qu'on tenait un autre langage par intérêt, par affectation, par mode ou par entêtement» [13]).

Stendhals inneres Verhältnis zu seinen Zeitgenossen.

Der Gedanke, daß die Originalität aller Menschen gleich sei, veranlaßte Stendhal dazu, von der Erkenntnis seines eigenen Wesens aus den Maßstab an die Gesellschaft zu legen. Überall, wo diese anders handelte als er, fragte er nach dem Recht, das sie dazu veranlaßte. «Cette forme de raisonnement: «Quel droit a-t-il?» fut habituel chez moi depuis les premiers actes arbitraires qui suivirent la mort de ma mère, aigrirent mon caractère et m'ont fait ce que je suis» [14]). Seine Natur trieb ihn also dazu, die Motive der menschlichen Handlungen zu ergründen. Es kommt daher Stendhal in seinen Romanen nicht so sehr auf die Schilderung von Taten an, als vielmehr auf die Erkenntnis ihrer Beweggründe. Darüber sagt Lanson: «Il décompose l'action de ses personnages en idées et en sentiments, et chaque état de

[12]) «H. Brul.»: t. II, p. 113.
[13]) P. Mérimée: «Portraits historiques et littéraires» p. 171.
[14]) «H. Brul.»: t. I, p. 135.

conscience est résolu en ses éléments par une opération délicate et précise. Tout ce qui est peinture extérieure, description physique, paysage, ne tient guère de place dans les romans de Stendhal: sa profession, c'est d'être observateur du cœur humain» [15]).

In «Le Rouge et le Noir» ist Julien das getreue Abbild Stendhals. Er handelt wie sein Meister aus eigener Initiative und verfolgt, ungehemmt durch die Konvention der Gesellschaft, sein «bonheur». In diesem Roman stellt Stendhal nicht wie Eugène Sue, George Sand und Victor Hugo in ihren Romanen den „Helden" in seinem Verhältnis zur Gesellschaft dar, sondern die Gesellschaft in ihrem Verhältnis zum „Helden". Julien steht in seiner Zeit als das *non plus ultra* da, als das Vorbild, nach dem die Zeitgenossen sich richten sollen. Wenn jener Held zur Rückbesinnung auf die natürlichen, eigenen Fähigkeiten, die Originalität, auffordert und der Gesellschaftskonvention seiner Zeit den Kampf ansagt, so bringt er damit nur die Stellungnahme Stendhals zu seinen Zeitgenossen anschaulich zum Ausdruck. Diese Einstellung ist die Folge der ehrlichen Beobachtungen Stendhals von seinem eigenen Ich aus, die, wie wir gesehen haben, das Schicksal ihm zur Pflicht machte und manchmal zur Qual werden ließ. Da der Schriftsteller aber auf diesem Wege die Mittel der Rückbesinnung zu edler Menschlichkeit anzukündigen glaubte, hat er sich nie verdrießen lassen, sein ganzes Leben lang den schweren Weg des Egotisten zu gehen, denn er wußte: *„Wer das Ziel will, der muß auch für die Wege gutsagen."*

Sicherlich mußten manche Vorurteile, die dem sensiblen Geist infolge seiner ungünstigen Jugendeindrücke unterlaufen sind, den Schriftsteller oft zu Übertreibungen oder falscher Einschätzung der Zeitverhältnisse veranlassen. Die ehrliche Absicht aber, den wahren Verhalt der Dinge zu erkennen und zu schildern, ist ihm nicht abzuerkennen, und das sichert dem Egotisten den Ruf der „Objektivität".

III.) Grundsätzliche Bemerkungen Stendhals über die Sitten seiner Zeit in seinem Schreiben an Salvagnoli.

In einem Brief an seinen Florentiner Freund Salvagnoli gibt Stendhal eine eingehende Analyse seines Hauptwerkes «Le Rouge et le Noir». Dieser Analyse schickt er einige allgemein einleitende Bemerkungen über die Sitten seiner Zeit voraus. Bevor wir eine genauere Untersuchung der Sitten der Zeit vornehmen,

[15]) Lanson: «Hist. de la litt. fr.» p. 1006.

wollen wir uns zunächst jene grundsätzlichen Erwägungen des Schriftstellers veranschaulichen.

Stendhal warnt aufs entschiedenste davor, aus den Romanen der bisher in Mode stehenden Schriftsteller auf die Sitten seiner Zeit zu schließen. Er behauptet, daß sie sich von 1806 ab grundlegend geändert haben. «On peut dire qu'elles (i. e. les mœurs) sont entièrement inconnues à l'étranger qui cherche encore des images de la société française dans les contes de Marmontel ou dans les romans de Madame de Genlis. Tout est changé du tout au tout en France. On trouvera une image fidèle des mœurs des villes de province avant la Révolution, non pas dans les contes musqués de Marmontel, mais dans un charmant petit roman du Baron de Bezenval, intitulé le Spleen. On y verra combien avant 1789 on s'amusait en France. Autre preuve: toutes les histoires de la vie de Napoléon commencent par la description de la vie agréable qu'il menait a Valence (en Dauphiné), quand il était lieutenant d'artillerie dans le régiment en garnison dans cette petite ville. On y trouvait trois ou quatre maisons ouvertes tous les soirs. Rien de semblable aujourd'hui, tout est triste et guindé dans les villes de six à huit mille âmes. L'étranger y est aussi embarassé de sa soirée qu'en Angleterre» [1]). Die Schuld daran, daß zu seiner Zeit in der Provinz alles so traurig und so unnatürlich ist, glaubt Stendhal in erster Linie Napoleon, dann aber vor allem der „Kongregation" beimessen zu müssen. «On peut dire que, dans les intérêts de son despotisme, Napoléon a fondé cette ennuyeuse pruderie, et que la congrégation l'a fixée dans les mœurs de la province» [2]).

Die kulturhistorische Einleitung, die wir der Zeit Stendhals vorausgeschickt haben, hat uns schon gezeigt, wie Napoleon, gestützt auf das hohe Ansehen, das ihm seine glänzenden militärischen Erfolge gesichert hatten, die Rechte seiner Untertanen zugunsten seiner politischen Macht nach und nach schmälerte und das Volk fast ganz der politischen Betätigung entfremdete. Es ist sehr gut zu begreifen, daß der Eingriff, den er hiermit in die Freiheit des Volkes vornahm, auf die Psyche der Masse auf die Dauer eine ungünstige Wirkung ausüben mußte, und man könnte wohl in Übereinstimmung mit Stendhal in dieser Tatsache den Anfangsgrund für die prüden Sitten seiner Zeit suchen. Wie das Wirken der „Kongregation", der Stendhal den Haupteinfluß zuschreibt, jenen Zustand dann weiter gefördert hat, wird bei der genaueren Problembehandlung gewürdigt werden.

1) Mélanges de litt. II, p. 344/45.
2) ib. p. 343.

IV.) Die Zielsetzung und die Methode Stendhals bei der Darstellung der zeitgenössischen Sitten in «Le Rouge et le Noir».

Daß Stendhal in seinem «Le Rouge et le Noir» die Absicht verfolgt hat, ein möglichst getreues Gesamtbild von den Sitten seiner Zeit zu entwerfen, zeigt deutlich der Untertitel, den er diesem Werke gab: Chronique du XIX^e^ siècle. Der Roman schildert die Sitten aller Provinzschichten und der höheren Gesellschaft von Paris, jedoch vermißt man jegliche Würdigung der niederen Stadtkreise. Da wir aber aus seinem Leben wissen, daß Stendhal in Paris nur in den „höheren" Kreisen verkehrte, so ist wohl ohne weiteres klar, daß die Sitten der übrigen Klassen, mit denen er kaum in nähere Berührung gekommen war, ihn zu wenig zu literarischer Behandlung anregten.

Bei der Darstellung der Sitten hat Stendhal sich nicht wie sein Zeitgenosse Balzac mit möglichst vielen unzusammenhängenden Einzelschilderungen begnügt, sondern seine Absicht war es, in zusammenhängender Darstellung an markanten Vertretern der einzelnen Stände und Örtlichkeiten die typischen Merkmale seiner Zeit hervorzuheben. Das gibt er selbst deutlich zu verstehen, wenn er z. B. in seinem Brief an Salvagnoli sagt: «Verrières dans ce livre, est un lieu imaginaire que l'auteur a choisi comme le type des villes de province» [1]), oder wenn er in demselben Schreiben vom M. de Rênal und M. Valenod sagt: «Ces deux hommes sont les portraits de la moitié des gens aisés en France vers l'an 1825» [2]).

Einige andere Werke Stendhals, die keine ausgesprochenen Sittenschilderungen bieten, enthalten an manchen Stellen wichtige Ergänzungen oder Bekräftigungen dessen, was sein Hauptwerk im Zusammenhang darstellt. Wir haben daher außer «Le Rouge et le Noir» die entsprechenden Parallelbelege aus folgenden Werken bei der genaueren Behandlung des Themas berücksichtigt: «La vie de Henri Brulard», «La Chartreuse de Parme», «Lucien Leuwen», Souvenirs d'égotisme, «Armance» und «Racine et Shakespeare».

[1]) «Mélanges de litt.» II, p. 354.
[2]) ib. II, p. 355.

V.) Die Sitten der Zeit nach Stendhals Schilderung.

1.) Die Provinz.

Die Lebensführung der Provinzler unterliegt in der Zeit der Restauration, wie Stendhal in seinem oben erwähnten Schreiben an Salvagnoli deutlich zu verstehen gibt, dem stärksten Einfluß der „Kongregation". Wir haben in der kulturhistorischen Einführung bereits die Entstehung und die Entwicklung dieser geheimen Gesellschaft erwähnt; es ist nunmehr zu erwägen, welche besondere Stellung sie in der Zeit Stendhals einnimmt und welche Maßregeln sie anwendet, um so entscheidend auf die Lebensführung der Provinzler einzuwirken.

Diese Gesellschaft, die nirgendwo offen hervortritt, deren Existenz man nur in ihrem Wirken wahrnimmt, stellte sich 1815 in den Dienst der neuen bourbonischen Regierung. Sie brachte geschickt einige ihrer Mitglieder in die beiden Kammern und suchte dort vor allem Anhänger für ihre Ideen zu finden und ihren Einfluß mehr und mehr geltend zu machen. Die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, war doppelter Natur, nämlich politischer und religiöser. Sie wollte das Königtum wieder zur Macht bringen wie in der Zeit Ludwigs XIV., vor allem aber wollte sie das alte Ansehen und die Vormachtstellung der katholischen Kirche wiederherstellen. Um diese Verhältnisse, die vor 1789 bestanden hatten, wieder einzuführen, bedurfte es einer gewaltigen Umformung des französischen Geisteslebens. Das 18. Jahrhundert hatte die Freiheit des Individuums gepredigt, und die Revolution hatte diese Theorien in die Tat umgesetzt. An die Stelle der Freiheit aber wollte die „Kongregation" nunmehr wieder den blinden Gehorsam gegen die Kirche und das Königtum setzen. Um ihr doppelstrebiges Ziel zu erreichen, gingen die «Jésuites de courte robe», wie man die Mitglieder der geheimen Gesellschaft nannte, in „jesuitischer" Weise an ihre Aufgabe. Das heißt, wie dem „Jesuitenorden eine bewußte Weite in der Auswahl der Mittel und Arbeiten eignet" [1]), sofern sie nur erlaubt sind, so suchten auch sie alle möglichen Wege zu beschreiten, die ihre Sache fördern konnten. Ihre reaktionäre Tätigkeit zeigte sich zunächst in der Veröffentlichung von Artikeln und Anzeigen, die den Geist des 18. Jahrhunderts an den Pranger stellten. Der Geschichtsschreiber Vaulabelle sagt hierüber: «En effet ce n'était pas une guerre ouverte que le parti religieux faisait aux institutions issues de la Révolution: il s'efforçait de les miner sourdement dans l'esprit des générations nouvelles, à l'aide de livres, de brochures, de dis-

[1]) Vgl. Bichlmair S. J. „Die Jesuiten", S. 74.

cussions publiques où le droit divin et le pouvoir absolu étaient préconisés» [2]). Zu dem Zweck erstanden eigene Gesellschaften, wie die «Société des bons livres» und die «Société des bonnes études». In der Provinz bildeten sich auch bald Vereinigungen, die die Kranken der Hospitäler, die armen Arbeiter und Bauern, die unbemittelten Lehrlinge u. a. unterstützen wollten und der „Kongregation" angeschlossen waren. So z. B. die «Société des bonnes œuvres», die «Association de St. Nicolas» und die «Association de St. Joseph». Diejenigen, die diesen Karitasvereinen angehörten und die von ihnen unterstützt wurden, wurden die engsten Vertrauensleute der „Kongregation", indem sie ihr über die religiösen und politischen Ansichten ihrer Vorgesetzten, ihrer Untergebenen, ihrer Nachbarn u. a. Bericht erstatteten.

Die „Kongregation" sicherte allen denen, die bei ihr deswegen gut angeschrieben standen, einflußreiche Stellungen oder materielle Vorteile, diejenigen aber, die ihren Absichten zuwiderhandelten, suchte sie in der «opinion publique» herabzusetzen. Die materiellen Vorteile nun, die sie ihren Getreuen zudachte, veranlaßten natürlich manchen, aus gewinnsüchtigen Erwägungen heraus eine religiöse und königstreue Gesinnung zu zeigen und sich dadurch vor den nächsten Mitmenschen hervorzutun. Die Eifersucht, die so von der „Kongregation" gefördert wurde, führte zu einer übertriebenen Angeberei und Heuchelei. «Elle (i. e. la congrégation) a mis partout la délation et l'espionnage», sagt Stendhal. «Ses chefs ont voulu connaître le nom du journal qui était lu dans chaque maison de chaque petite ville de France et ils y sont parvenus. Ils ont voulu savoir les visites qu'on y recevait pendant chaque journée et ils l'ont su, et tout cela sans frais, sans dépenses, uniquement par l'espionnage volontaire des personnes bien pensantes» [3]). Die Bedeutung und der Einfluß der „Kongregation" auf die Sitten der Provinz wird in der weiteren Abhandlung immer wieder zutage treten. Es mögen daher diese grundsätzlichen Betrachtungen einstweilen genügen.

Verrières, «un lieu imaginaire» der Franche-Comté, ist für Stendhal der Typus der provinziellen Kleinstädte. Der Ort ist im Norden von einem hohen Ausläufer des Jura begrenzt. Seine kleinen weißen, spitzdachigen Häuser, von gewaltigen Kastanienbäumen überschattet, liegen in regelmäßiger Abstufung an einem sanft ansteigenden Hügel, an dessen Fuße der Doubs dahinfließt. Vom Jura herab ergießt sich ein rauschender Sturzbach mitten durch das Städtchen, der einigen Sägemühlen und einer großen Tuchfabrik eine natürliche Treibkraft bietet.

[2]) Vaulabelle: «Hist. des deux Restaurations», t. V, p. 347.
[3]) «Mélanges de litt.» II, p. 343/44.

Diese Betriebe sichern dem größten Teil der Bevölkerung einen auskömmlichen Erwerb.

Am Eingang des Städtchens richtet ein mächtiges Stanzwerk durch sein unaufhörliches Getöse die Aufmerksamkeit des fremden Besuchers auf sich. Zwanzig schwere Hämmer, durch die Kraft des Sturzbaches in Gang gehalten, formen in eintönigem Auf und Ab tagtäglich tausende von kleinen Nägeln. Junge Mädchen sind in unermüdlichem Fleiß beschäftigt, dem formenden Zahn der Stanzen immer wieder neue Eisenstückchen unterzulegen. Auf die Frage, wem diese Fabrik gehöre, erhält man von den Einwohnern des Städtchens in einem Tone der Selbstverständlichkeit die Antwort: «Eh! elle est à M. le maire» [4]).

a.) Die „höhere" Gesellschaft der Provinz.

Der Bürgermeister von Verrières, M. de Rênal, und M. Valenod, der Leiter der städtischen Fremdenherberge, müssen uns hier nun zunächst beschäftigen, denn auf sie lenkt Stendhal in erster Linie unsere Aufmerksamkeit. «Je vous prie», schreibt er an Salvagnoli, «de ne pas perdre de vue un instant ces deux personnages: M. de Rênal et M. Valenod» [5]). Dadurch, daß der Schriftsteller diese beiden Männer in der engen Verbindung nennt und sie als «portraits de la moitié des gens aisés en France vers l'an 1825» [6]) hinstellt, will er eine typische Erscheinung seiner Zeit kennzeichnen, nämlich die, daß die „höhere" Gesellschaft der Provinz sich aus zwei bestimmten Faktoren zusammensetzt, aus Mitgliedern des alten Adels und Emporkömmlingen bürgerlicher Herkunft. M. de Rênal und M. Valenod verkörpern für ihn die „höhere" Gesellschaft schlechthin. An ihrer Art der Lebensführung will er uns die Sitten jener Gesellschaftsklasse verdeutlichen.

M. de Rênal.

M. de Rênal ist ein Sproß des alten französischen Adels, der in der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. seine glanzvollste Zeit erlebt hatte. Über sein Schicksal vor 1814 läßt der Schriftsteller uns im Unklaren. Wahrscheinlich hat de Rênal wie so viele seines Standes die Schrecken der Revolution mit durchmachen müssen und jahrelang als Emigrant in der Fremde auf die Wiederkehr der bourbonischen Herrschaft gewartet. Stendhal sagt nur von ihm: «1815 l'a fait maire de Verrières» [7]). Er gehört

4) «R. et N.», t. I, p. 7.
5) «Mélanges de litt.» II, p. 355.
6) Ib. II, p. 355.
7) «R. et N.» t. I, p. 8.

daher wohl zu den heimgekehrten Adligen, die unter Ludwig XVIII. mit einflußreichen Ämtern und hohen Ehren ausgezeichnet wurden. In erster Linie scheint er seine neue Stellung jedoch dem Umstande zu verdanken, daß die „Kongregation" ihn mit ihrer besonderen Gunst bedachte, die ja vor allem in der Provinz seit 1815 die Interessen des Königtums und der katholischen Kirche wahrnahm. Stendhal sagt nämlich in seiner Analyse des «Le Rouge et le Noir», de Rênal sei «nommé par la Congrégation» [8]). Unter dem Schutze dieser mächtigen Körperschaft hat er unumschränktes Recht in seiner Gemeinde. «Depuis huit ou dix ans M. de Rênal peut tout à Verrières» [9]). Seit eben derselben Zeit ist er der „Kongregation" aber auch in allem verpflichtet. Er muß seine ganze Lebensweise nach ihren Wünschen einstellen, denn ihr allein verdankt er seinen Wohlstand und von ihr ist weiterhin sein Glück abhängig. Diese materiellen Vorteile, die die geheime Gesellschaft ihm bietet, haben in dem Kongreganisten das Interesse des Gelderwerbs entfacht. Die Sucht nach Geld wird daher der hervorstechendste Zug seines Wesens. «Il a de grands traits», sagt Stendhal, «qui n'expriment rien que l'amour de l'argent» [10]). Es lag auch offenbar in der besonderen Absicht der „Kongregation", ihre Anhänger in diese Bahn zu lenken, denn je größer der Besitz der Kongreganisten war, desto größer war ihr politischer Einfluß. Der Geschichtsschreiber Vaulabelle sagt: «Pour les corps religieux comme pour les classes politiques, la richesse est une condition absolue d'influence: les premières questions agitées par les congréganistes, dans l'intérêt du clergé, furent donc des questions d'argent» [11]).

Wir haben schon gesehen, daß M. de Rênal in seinem industriellen Unternehmen am Eingang des Städtchens nur weibliche Arbeitskräfte beschäftigt. Diese erhalten einen sehr geringen Lohn und begünstigen dadurch seinen persönlichen Gewinn. Von der Tendenz, in allem den Nützlichkeitswert voranzusetzen, ist, wie wir später sehen werden, seine ganze Art der Lebensführung bestimmt. Zuvor aber wollen wir uns mit der Persönlichkeit Valenods vertraut machen.

M. Valenod.

M. Valenod, der andere Vertreter der „höheren" Provinzgesellschaft, stammt aus einem ganz anderen Lager als M. de Rênal. Er ist der Sohn schlichter, bürgerlicher Eltern, die ihm

[8]) «Mélanges de litt.» II, p. 354.
[9]) Ib. II, p. 354.
[10]) Ib. II, p. 354.
[11]) Vaulabelle: «Hist. des deux Restaurations» t. IV, p. 201.

kaum das Notwendigste zum Leben hinterlassen konnten. Schon früh aber hatte er die Mittel zum Erfolg, die die Zeit der Restauration ihm bot, erkannt. Durch religiöse Übungen, durch Augendienerei und Spionage im Dienste der „Kongregation" hatte er sich die Gunst dieser politisch-religiösen Sekte erworben. Unter ihrem Schutze ist er dann bald von Stufe zu Stufe gestiegen bis zum Amte eines Leiters der Fremdenherberge von Verrières. Jene hohe Stellung bringt ihm 12 000 frcs. ein und er weiß sehr wohl, daß er sie nur behalten wird, wenn er sich mit allen Fasern seines Herzens der „Kongregation" verschreibt. Mit der Geschmeidigkeit eines Tartuffe weiß er sich in seine Rolle zu fügen, um so seine egoistischen Interessen wahrzunehmen. Stendhal kennzeichnet ihn treffend durch folgende Worte: «M. Valenod est le jésuite de robe courte, tel qu'il était en province, hardi, remuant, fourbe, ne se trouvant humilié de rien, se prêtant à tous les rôles pour plaire à son Général. En revanche ce Général se charge de son avenir» [12]).

Beide Vertreter der „höheren" Provinzgesellschaft, M. de Rênal sowohl wie M. Valenod, stehen also im Dienste der „Kongregation" und machen sich beide deren Protektion in eigennütziger Weise zunutze. Die ganze Art ihrer Lebensführung muß daher wesentlich verwandte Züge aufweisen, wenn auch in der äußeren Form das großtuerische, ungeschlachte Benehmen des emporgekommenen «*Bourgeois*» merklich von der feinen, berechnenden Diplomatie des Adligen abrückt. Wir wollen in Folgendem nun zunächst die soziale Stellung M. de Rênals und M. Valenods darlegen.

Die soziale Stellung der „höheren" Provinzgesellschaft.

Als Bürgermeister ist M. de Rênal der einflußreichste und angesehenste Mann des Städtchens. «A son aspect tous les chapeaux se lèvent rapidement» [13]). Für die Ehrenbezeugungen der Bewohner hat der ökonomische Mensch aber meist kein herzliches Verständnis. Folgende Begebenheit möge uns sein Verhältnis zur Bürgerschaft charakterisieren: Als eines Tages eine arme Bäuerin über einen verbotenen Weg seines Privatbesitztums geht, wirft der Bürgermeister voll Zorn mit Steinen nach ihr und verfolgt sie solange, bis sie von seinem Grund verschwunden ist [14]). Ein freundliches Wort findet de Rênal für die Leute von Verrières nur selten, aber auch in diesen seltenen Fällen kommt es ihm nicht von Herzen. Alle Formen der Ehrenbezeugung, der Gefälligkeit,

12) «Mélanges de litt.» II, p. 355.
13) «R. et N». t. I, p. 7.
14) Ib. t. I, p. 100.

der Teilnahme treten bei ihm mit in die ökonomische Beziehung ein; sie sind nur werbende Kräfte und dauern nicht über die Zeit des geschäftlichen Interesses hinaus.

Sein Amt als Bürgermeister von Verrières, das ihm die größten und ehrenvollsten Sorgen auferlegt, sollte M. de Rênal Veranlassung genug sein, seiner sozialen Betätigung freiestes Spielfeld zu geben. Stendhal zeigt uns ihn aber von einer ganz anderen Seite. M. de Rênal verwaltet zwar sein Amt mit weisester Umsicht und gewissenhaftem Eifer, aber nie mit der sozialen Blickrichtung auf die Masse, sondern stets mit der Blickrichtung auf das eigene Ich. Er sieht darin ein günstiges Mittel, seinen Kredit bei der Regierung und der „Kongregation" zu heben. So hat er z. B. die Allee von Verrières vergrößern und verschönern lassen und ihr die schmeichelhafte Bezeichnung «Cours de la Fidélité» [15]). gegeben. «On lit ce nom officiel», sagt Stendhal, «en quinze ou vingt endroits. sur des plaques de marbre qui ont valu une croix de plus à M. de Rênal» [16]). Das Hauptstreben de Rênals geht jedoch dahin, in seinem Amt als Bürgermeister möglichst viele Vorteile zur Vergrößerung seines eigenen Vermögens wahrzunehmen. Hierbei findet er vor allem in Valenod, dem Leiter der Fremdenherberge, einen gleichgesinnten Vertrauten.

Nächst M. de Rênal ist Valenod der angesehenste Mann von Verrières. Sein soziales Ansehen ist aber mehr eine Folge der Furcht, die die Bewohner vor diesem verwegenen Kongreganisten hegen, als untertäniger Ehrfurcht. Man weiß, wie angesehen er beim Kongregationsgeneral in Besançon ist, und vermeidet es daher peinlichst, mit ihm die Wege zu kreuzen. Viele neureiche Mitglieder der Gemeinde sehen in ihm einen geeigneten Vermittler, um ihre persönliche Gunst bei der „Kongregation" zu heben. Sie erweisen ihm deswegen mit allen Formen der Höflichkeit ihre Achtung.

Gegen die Armen, für die Valenod als «Directeur du dépôt de mendicité» herzlichste Zuneigung hegen sollte, zeigt er sich frech und hartherzig. Während er eines Tages in seinem Hause der „Gesellschaft" von Verrières ein glänzendes Diner gibt, hört man im «dépôt» arme Landstreicher ein trauriges Liedchen trällern. Sogleich gibt der rücksichtslose Valenod einem Bedienten in Livree den Auftrag, sie zum Schweigen zu bringen. Als nun nach einer Weile der junge Julien Sorel verwundert äußert: «On ne chante plus cette vilaine chanson» [17]), erwidert er mit trium-

[15]) «R. et N.» t. I, p. 13.
[16]) Ib. t. I, p. 13.
[17]) Ib. t. I, p. 241.

phierendem Stolz: «Parbleu! je le crois bien, j'ai fait imposer silence aux gueux» [18]).

In der Verwaltung seines Amtes zeigt M. Valenod ebenso großen Eifer wie das Oberhaupt der Gemeinde, M. de Rênal. Auch er ist dabei von rein egozentrischem Streben geleitet.

Er leitet seit einigen Jahren das «dépôt de mendicité», ein staatliches Hilfswerk für die Armen und die Landstreicher, wie es durch einen Erlaß vom 5. Juli 1808 für jedes Departement vorgeschrieben war. Anstatt aber in idealer Verwaltung dieses Amtes dem Elend der armen Mitmenschen zu steuern, ist er nur darauf bedacht, mit der Ausgabe der Mittel zu kargen und den Überschuß selbst einzuheimsen. Sein Tun ist durch seinen Vorgesetzten M. de Rênal gutgeheißen, der selbst einen Teil dieses unehrlichen Gewinnes erhält und außerdem aus der Verwaltung des Hospitals, des Gefängnisses und anderer städtischen Hilfsinstitute seinen persönlichen Nutzen zieht. Als eines Tages ein Philanthrop aus Paris diese Einrichtungen besichtigen will, wenden M. de Rênal und M. Valenod alle Mühe auf, um ihm den Zutritt zu verwehren; und welche Vorwürfe muß der ehrwürdige Pfarrer M. Chélan von diesen beiden Kongreganisten über sich ergehen lassen, weil er dem Fremden trotz ihres Verbotes den Eintritt erlaubt hat. Sie fürchten nämlich, auf diese Weise ihrer gewissenlosen Handlungsweise überführt zu werden und sich den Haß der liberalen Menge zuzuziehen. Als Mme de Rênal ihrem Manne ahnungslos die Gewissensfrage stellt: «Quel tort peut vous faire ce monsieur de Paris, puisque vous administrez le bien des pauvres avec la plus scrupuleuse probité?» [19]), verbirgt der gewinnsüchtige Maire sich unter der Maske der Heuchelei: «Il ne vient que pour déverser le blâme, et ensuite il fera insérer des articles dans les journaux du libéralisme» [20]). Auf ihre Erwiderung: «Vous ne les lisez jamais», antwortet er resigniert: «Mais on nous parle de ces articles jacobins; tout cela nous distrait et nous empêche de faire le bien» [21]). Das schurkische Treiben dieser beiden ist der Bevölkerung von Verrières trotz aller Vorsicht doch nicht ganz unbemerkt geblieben, aber man wagt nichts offen gegen sie zu unternehmen, denn sie sind «de la Congrégation». Julien Sorel hört nämlich eines Tages einen schlichten Bürger heimlich über M. de Rênal und M. Valenod sagen: «. . . tout cela entre dans une grande bourse commune, et tout se partage au bout de l'an» [22]). Diese Handlungs-

18) «R. et N.» t. I, p. 241.
19) Ib. t. I, p. 15.
20) Ib. t. I, p. 15.
21) Ib. t. I, p. 16.
22) Ib. t. I, p. 260.

weise der beiden wohlhabenden Royalisten bewahrheitet, was Stendhal in «Souvenirs d'égotisme» sagt: «Un des caractères du siècle de la Révolution (1789—1832), c'est qu'il n'y ait point de grand succès sans un certain degré d'impudeur et même de charlatanisme décidé» [23]).

Für die Wohlhabenheit, die die beiden Royalisten ihren einträglichen Stellungen in der Gemeinde verdanken, spricht ihre luxuriöse Lebeweise und ihr pomphafter Besitz eine deutliche Sprache. Das Haus M. de Rênals überragt alle anderen des Städtchens an Größe und Schönheit. Es ist von prachtvollen Obst- und Ziergärten eingeschlossen, die in terassenförmiger Abstufung sich bis zum Doubs hinab erstrecken. Außerdem besitzt er in Vergy, einem kleinen Örtchen in der Umgebung, ein schönes Landhaus mit einem großen, kunstvoll angelegten Garten. Dort verbringt er nach dem Vorbilde des hohen Stadtadels die ersten Tage des Frühjahres. All das könnte uns zu der falschen Annahme geneigt machen, als sei es der Ausdruck eines feinen ästhetischen Empfindens. „Das Ästhetische als solches aber zeichnet sich dadurch aus, daß es einen seelischen Erlebniswert, aber keinen Nützlichkeitswert hat" [24]). Der Sinn für Ästhetik in diesem Sinne fehlt de Rênal vollkommen. Er verfolgt nur den Nützlichkeitswert. Die ästhetische Ausstattung seines Besitzes ist für ihn lediglich eine krediterhöhende Schaustellung, ein Luxusgegenstand. Er will damit zum Ausdruck bringen, daß er über die Enge der bloßen Bedürfnisbefriedigung hinausgekommen sei, und will auf diese Weise sein soziales Ansehen vergrößern. Diesen Zweck haben auch die glänzenden Diners, die er der vornehmen Gesellschaft von Verrières von Zeit zu Zeit gibt. Dazu lädt er außer seinem Amtsbruder Valenod vor allem die liberalen Fabrikbesitzer ein, die durch den günstigen Aufstieg der Industrie zu einem ansehnlichen Reichtum gelangt sind, um ihnen bei diesen Gelegenheiten seine gesellschaftliche Überlegenheit und die ganze Gewichtigkeit seines Amtes fühlbar zu machen.

Auch M. Valenod sucht in seiner neu erworbenen, einträglichen Stellung sein soziales Ansehen durch pomphafte Äußerlichkeiten zu fördern. In einer leichten, gepolsterten Kutsche sieht man ihn oft durch die Stadt fahren. Auch gibt er häufig Diners, zu denen er die hohe Gesellschaft einlädt. Stendhal sagt erläuternd dazu: «Les ambitieux de Verrières qui veulent faire fortune préfèrent ses dîners à ceux du très noble M. de Rênal, lequel a beaucoup d'humeur» [25]). Jene Bevorzugung hat ihren Grund

[23]) «Souv. d'égot.» p. 72.
[24]) Vgl. E. Spranger: „Lebensformen". S. 151.
[25]) «Mélanges de litt.» II, p. 356.

wohl darin, daß man in Valenod den günstigsten Vermittler zur „Kongregation" sieht.

Valenod selbst bleibt dieser Umstand nicht unbemerkt, und er sieht darin erneut einen Ansporn, seine Achtung in der «opinion publique» noch mehr zu erhöhen. Zu einem hohen Preise ersteht er zwei schöne normannische Rappen und einen neuen Luxuswagen aus Paris. Damit trifft er den Stolz seines Schutzherrn M. de Rênal aufs empfindlichste. Um nun nicht von Valenod übertroffen zu werden, holt de Rênal in diesem Ringen um soziales Ansehen zum entscheidenden Gegenschlage aus, indem er sich für seine drei Söhne einen jungen Theologiestudenten als Hauslehrer verpflichtet. «C'est cent écus qu'il m'en pourra coûter», sagt er zu seiner Frau, «mais ceci doit être classé comme une dépense nécessaire pour soutenir notre rang» [26]). Auf diese Weise überbietet der Adlige den «Bourgeois» zwar bei weitem, beschwört aber gleichzeitig, wie wir weiter sehen werden, die größte Gefahr für seine eigene Stellung herauf.

Eine private Erziehung im Elternhause ist ein Überbleibsel aus der glorreichen Zeit des *ancien régime* — durch die Prinzipien von 1789 war die Unterweisung der gesamten Jugend eine Angelegenheit der Nation geworden — und gilt als besonders vornehm. Caillot berichtet darüber in seinen Memoiren: «A l'exemple de nos rois et des princes de leur sang, qui n'ont fait élever et instruire leurs enfants que par des précepteurs, ils (i. e. les nobles) prenaient chez eux des instituteurs à gages, qui pouvaient être regardés comme leurs premiers domestiques. Ces pédagogues étaient, pour la plupart, de jeunes abbés nouvellement sortis du séminaire, qui se trouvaient trop heureux d'entrer en cette qualité dans une bonne maison, au lieu d'aller remplir les honorables fonctions de vicaire dans une paroisse de campagne» [27]).

Das gegenseitige Überbieten im Luxus hat die Eifersucht zwischen M. de Rênal und M. Valenod so zugespitzt, daß das anfänglich freundschaftliche Verhältnis zwischen Schutzherrn und Schützling immer mehr einem Zustande gegenseitigen Mißtrauens weicht. Die Jagd nach Stellung und Ansehen entfacht heimliche Feindschaft zwischen den beiden Beamten. M. de Rênal merkt, daß seine Ehre und seine Stellung auf dem Spiele stehen, die ihm M. Valenod durch geschickte Übervorteilung streitig zu machen sucht. Und beide wissen, daß der Eifer für die Interessen der „Kongregation" in ihrem sozialen Konkurrenzkampf bestimmend ist, und daß ein einziger falscher Zug in diesem Intrigenspiel den Erfolg des einen und den Fall des andern bedeutet. Gegenseitig

[26]) «R. et N.» t. I, p. 23.

[27]) Caillot: «Mémoires pour servir à l'hist. des moeurs et usages en France». p. 19.

suchen sie sich nun mit schmeichelhaftem, heuchlerischem Lob zu überbieten, um hinterrücks den Kampf um so sicherer zu führen. Das möge uns folgende Erklärung Stendhals verdeutlichen: «Un jour de la Saint-Louis entre autres, M. Valenod tenait le dé chez M. de Rênal, Julien fut sur le point de se trahir; il se sauva dans le jardin, sous prétexte de voir les enfants. Quels éloges de la probité, s'écria-t-il! (i. e. Julien) on dirait que c'est la seule vertu» [28]). Bevor wir nun die Rivalität dieser beiden weiter verfolgen, sei es gestattet, einen kurzen Einblick in die Stellung des Adligen de Rênal als Familienvater und Hausherr zu tun, der Stendhal eine ausführliche Betrachtung widmet.

Es zeigt sich hier, daß die ewige Jagd nach Geld und Ansehen alle edlen Gefühle, die einem wahren Familenvater eigen sind, erstickt hat. Wenn er sich mit seiner Frau unterhält, so ist der Gegenstand des Gesprächs immer eine Frage des Erwerbs. Für alles andere fehlt ihm das Verständnis. Als Mme de Rênal eines Tages über Kopfschmerzen klagt, erhält sie von ihm die lakonische Erwiderung: «Voilà comme sont toutes les femmes. Il y a toujours quelque chose à raccommoder à ces machines-là» [29]). Dieselbe Herzlosigkeit können wir seinen Bedienten gegenüber feststellen. Gerührt von der Armut ihres Hauslehrers Julien Sorel, bittet Mme de Rênal ihren Mann, Julien ein kleines Geschenk machen zu dürfen. De Rênal aber kennt keine Nächstenliebe. Mitleidlos weist er die Bitte seiner Frau zurück: «Qoi! faire des cadeaux à un homme dont nous sommes parfaitement contents, et qui nous sert bien? ce serait dans le cas où il se négligerait qu'il faudrait stimuler son zèle» [30]). Und wenn die Umstände es einmal erfordern, sich mit jemanden auszusöhnen, so hält der herzlose Mammonsjünger die klingende Münze dafür als das geeignetste Mittel. «Je vais dire deux mots à ce monsieur Julien, et lui donner cent francs» [31]). Das beweist zur Genüge, daß die Sorge um Geld und Gut de Rênals einziger Lebensinhalt ist, und daß jegliches Humanitätsgefühl vor diesem niedrigen Streben geschwunden ist. In folgenden knappen Worten entwirft Stendhal von ihm eine treffende Charakteristik: «La grossièreté, et la plus brutale insensibilité à tout ce qui n'était pas intérêt d'argent, de préséance ou de croix» [32]). Zu welchen Übersteigerungen die Erwerbssucht den Maire gebracht hat, beweist, daß er selbst die Besitzungen der Gemeinde, die er als Bürgermeister nur zu verwalten und zu über-

[28]) «R. et N.» t. I, p. 61/62.
[29]) Ib. t. I, p. 85.
[30]) Ib. t. I, p. 64.
[31]) Ib. t. I, p. 70.
[32]) Ib. t. I, p. 66.

wachen hat, mit vollem Recht als sein Eigentum betrachten zu dürfen glaubt. Von ihnen erwartet er daher ebenso wie von seinem Privatvermögen ergiebigsten Nutzen. Als ihn z. B. eines Tages ein angesehener Mann aus Verrières fragt, warum er die Platanen der Gemeinde alle Jahre zweimal beschneiden lasse, antwortet er in arrogantem Tone: «Je fais tailler mes arbres pour donner de l'ombre, et je ne conçois pas qu'un arbre soit fait pour autre chose, quand toutefois, comme l'utile noyer, il ne rapporte pas de revenu» [33]).

Wie schon oben erwähnt, ist in dem Rivalenkampf zwischen M. de Rênal und M. Valenod der Eifer für die Interessen der „Kongregation" ausschlaggebend. Da diese sich nun vorwiegend auf politische und religiöse Belange erstrecken, werden wir weiterhin die Stellung der beiden zu Politik und Religion herausstellen und an Hand der Darlegungen verfolgen, wie sich der Konflikt zwischen ihnen weiter entwickelt.

Die Stellung der „höheren" Stände der Provinz zur Politik.

M. de Rênal und M. Valenod sind Royalisten, allerdings mit ganz verschiedenen Voraussetzungen. De Rênal ist a priori Königsgetreuer, weil er die glänzenden Zeiten seiner adligen Vorfahren wiederherbeisehnt. M. Valenod stammt aus einer liberalen Familie und ist nur, wie schon oben erwähnt, durch die glänzenden Verlockungen der „Kongregation" veranlaßt, aus geschäftlichem Spürsinn Royalist geworden. Er würde jederzeit, wenn es ihm persönlich größere Vorteile brächte, ins Lager der Liberalen hinüberwechseln können. De Rênals politische Gesinnung ist also im Grunde idealer als die Valenods. Jedoch ist zu bemerken, daß auch er vor der „Kongregation", die in der Provinz die Rechte des Königtums und der Kirche vertritt, augendienert, um zu Amt und Reichtum zu kommen. Insofern trifft ihn ebenso wie Valenod der Vorwurf, daß er seine politische Gesinnung zu persönlicher Bereicherung mißbraucht.

M. de Rênal ist als Royalist sehr eingenommen gegen Napoleon Bonaparte, weil er an der Spitze liberaler Soldaten die größten Kämpfe ausfocht und den kleinen Mann aus dem Volke, der sich auf dem Schlachtfelde als tüchtig erwies, zum Hauptmann oder General beförderte, anstatt die Söhne der Adligen zu bevorzugen. «On maudit chaque jour, devant lui (i. e. Julien), ce Napoléon qu'il adore, parce qu'il faisait un capitaine et bientôt un général d'un jeune paysan qui avait du courage» [34]). De Rênal

[33]) «R. et N.» t. I, p. 14.
[34]) «Mélanges de litt.» p. 359.

haßt daher auch alle Liberalen, die in dem großen Korsen noch ihr Ideal sehen und der glorreichen Vergangenheit nachtrauern. Bei dem Gedanken, Julien Sorel als Hauslehrer zu verpflichten, waren seine ersten Bedenken gewesen, er könne ein Anhänger Napoleons sein. «J'avais quelques doutes sur sa moralité»; gesteht er; «car il était le Benjamin de ce vieux chirurgien, membre de la légion d'honneur, qui, sous prétexte qu'il était leur cousin, était venu se mettre en pension chez les Sorel. Cet homme pouvait fort bien n'être au fond qu'un agent secret des libéraux» [35]). Nur die Versicherung des alten Pfarrers Chélan, daß Julien ein guter *latiniste* sei und fest beabsichtige, Priester zu werden, konnte seine Zweifel in etwa zerstreuen. Damit aber jede Gefahr, das Gift des Liberalismus in sein Haus zu tragen, beseitigt sei, verbietet er seinem Hauslehrer den Verkehr mit den Angehörigen. «Je veux que vous ne voyiez plus ni parents ni amis, leur ton ne peut convenir à mes enfants» [36]). Als Julien dem Maire eines Tages vorschlägt, für den Unterricht seiner Söhne einige Bücher beim Ortsbuchhändler zu erstehen, weist dieser jene Zumutung ängstlich zurück, weil der Buchhändler als libéral bekannt ist. «Je pensais qu'il y aurait», sagt er, «une haute inconvenance à ce que le nom d'un bon gentilhomme tel qu'un Rênal parût sur le sale registre du libraire» [37]). Eine solche Abneigung der Royalisten gegen die liberale Literatur, auf die Stendhal auch in anderen Romanen an verschiedenen Stellen hinweist, ist doppelt begründet: Man fürchtet, daß sie in ihrem eigenen Lager, besonders bei ihren Kindern, Verwirrung anrichte, vor allem aber ist es die Angst, das niedere Volk könne ihnen durch seine geistige Überlegenheit gefährlich werden. «. . . Mad. de Rênal avait été étonnée du mot de Julien, parce que les hommes de sa société répétaient que le retour de Robespierre était surtout possible à cause de ces jeunes gens des basses classes, trop bien élevés» [38]). Es tritt hier ein charakteristischer Zug jener Zeit deutlich zutage, den Stendhal in «Lucien Leuwen» als «colère du rang contre le mérite» [39]) kennzeichnet.

M. de Rênal und M. Valenod gehören seit einiger Zeit einer der karitativen Gesellschaften an, die der „Kongregation" angegliedert sind und sich die Aufgabe gestellt haben, den armen Arbeitern, Kranken, Bedienten u. a. durch materielle Unterstützungen beizustehen. Es ist aber keineswegs christliche Nächstenliebe, die sie zu diesem Schritt veranlaßt hat, denn „Wer für sich etwas

[35]) «R. et N.» t. I, p. 21.
[36]) Ib. t. I, p. 54.
[37]) Ib. t. I, p. 72.
[38]) Ib. t. I, p. 165.
[39]) «Lucien Leuwen» t. I, p. 288.

begehrt, kann nicht dem anderen leben" [40]). Sie sehen darin lediglich eine politische Waffe gegen die liberale Bevölkerung. Diese Absicht finden wir in den Worten Mme de Rênals bestätigt: «Nous payons vingt francs par domestique afin qu'un jour ils ne nous égorgent pas, si la terreur de 93 revient» [41]). Der «parti prêtre» wacht als oberste Aufsicht der Provinz darüber, daß die finanziellen Beiträge der Mitglieder für die Karitasvereinigungen pünktlich und in angemessener Höhe einlaufen. Darin wittert der «Bourgeois» Valenod wieder ein günstiges Moment, seinen Kredit bei der „Kongregation" zu heben. Sein großer Besitz, «qui sent l'argent volé» [42]), gestattet es ihm, sehr hohe Unterstützungen an die wohltätigen Gesellschaften abzuliefern. «. . . il s'était conduit d'une manière plus prudente que brillante dans les cinq ou six dernières quêtes pour la confrérie de Saint-Joseph, pour la congrégation de la Vierge, pour la congrégation du Saint-Sacrement etc. etc. etc.» [43]). Sein Rivale de Rênal aber hat zu seiner größten Freude die Reichweite dieser Angelegenheit nicht klar genug eingeschätzt und steht auf der Liste der Sammler immer weit hinter Valenod zurück. «. . . sur le registre des frères collecteurs, d'après le montant de leurs offrandes, on avait vu plus d'une fois le nom de M. de Rênal occuper la dernière ligne» [44]). De Rênals Ansehen ist seitdem bedeutend bei der „Kongregation" gesunken, während Valenod in ihrer Gunst gestiegen ist. Und obgleich der Maire, der seinen Fehler erkannt hat, sich nachträglich entschuldigt, seine Bemühungen bleiben erfolglos. «Le clergé ne badine pas sur cet article» [45]).

Die Stellung der „höheren" Gesellschaft zur Religion.

Die Religion dient M. de Rênal und M. Valenod ebenso als Mittel zum Zweck wie die Politik. Sie wissen, daß die „Kongregation" auf diese beiden Faktoren ihr besonderes Interesse richtet. Um sich daher die Gunst dieser politisch-religiösen Sekte zu erhalten, zeigen sie nach außen hin einen großen Eifer für religiöse Dinge. «Consultons l'intérêt du roi, celui de la monarchie», sagt de Rênal bei einer Gelegenheit, «et avant tout l'intérêt de notre sainte religion [46]). Die beiden schließen eine enge Freundschaft mit dem

[40]) E. Spranger: „Lebensformen" S. 197.
[41]) «R. et N.» t. I, p. 169.
[42]) Ib. t. I, p. 240.
[43]) Ib. t. I, p. 253/54.
[44]) Ib. t. I, p. 254.
[45]) Ib. t. I, p. 254.
[46]) Ib. t. I, p. 172.

jungen Vikar Maslon, den der Kongregationsgeneral aus Besançon jüngst nach Verrières geschickt hat. Im Bunde mit ihm bezichtigen sie den alten Chélan, der ihren äußerlichen Religionseifer nicht teilen kann, des Jansenismus und bringen ihn auf diese Weise um seine Stellung. Der religiöse Übereifer, den de Rênal dadurch an den Tag legte, sollte ihm jedoch bald zum Verhängnis werden. Als nämlich beim Besuch eines Königs in Verrières die Reliquien von Bray-le-Haut gezeigt werden sollen, wozu sämtliche Geistliche der Umgegend eingeladen sind, da glaubt der Bürgermeister auch den abgesetzten ehrwürdigen, alten Chélan nicht übergehen zu dürfen, zumal er ein besonderer Freund seines adligen Schutzherrn de la Mole aus Paris ist. Sogleich aber haben Valenod und Maslon dieses „Vergehen" in Besançon angezeigt. Das Ansehen de Rênals wird dadurch so sehr erschüttert, daß die „Kongregation" ernstlich auf seine Absetzung sinnt.

Inzwischen hat Valenod über alles, was im Hause seines Nebenbuhlers vorgeht, sorgsam gewacht und in der Gemeinde das Gerücht verbreitet, Mme de Rênal unterhalte ein heimliches Liebesverhältnis mit ihrem Hauslehrer Julien. «Toute la petite ville de Verrières est scandalisée» [47]). Von der „Kongregation" und den Bürgern seiner Gemeinde verachtet, sieht der Maire, «le représentant de tous les riches et de tous les insolents de la terre» [48]), sich nun in seiner Verlassenheit nach Hilfe um. Aber nirgendwo findet er einen Freund, der ein Wort des Trostes für ihn hätte. *„Wer Feindschaft sät, kann keine Liebe ernten."* Unser Schriftsteller bemerkt ironisch zu de Rênals Schicksal: «M. de Rênal pouvait compter sur les larmes et la pitié d'un de ses amis, le marguillier de la paroisse; mais c'était un imbécile qui pleurait de tout. Cet homme était cependant sa seule ressource» [49]).

Schon nach kurzer Zeit wird de Rênal unter dem haltlosen Vorwande, die Liberalen begünstigt zu haben, seiner Stellung enthoben. Das ist der Erfolg der Angeberei und Spionage seines neidischen Amtsbruders Valenod. Dieser aber wird zur Belohnung für seine Treue gegenüber der „Kongregation" in den Adelsstand erhoben und für den langersehnten Posten eines Bürgermeisters von Verrières bestimmt.

In der Behandlung dieser beiden Typen hat Stendhal uns die geistige Einstellung und die Art der Lebensführung der führenden Männer der Provinz zur Genüge erläutert. Wir sehen, daß die vollkommene Abhängigkeit sie in ihrer Selbstbestimmung sehr eingeengt und den materiellen Erwerb in den Mittelpunkt ihrer Interessen gerückt hat. Diesem niedrigen Ideal opfern sie ihr Ver-

[47]) «Mélanges de litt.» II, p. 364.
[48]) «R. et N.» t. I, p. 111.
[49]) Ib. t. I, p. 215.

antwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft, ihre ehrliche politische und religiöse Überzeugung und selbst die Achtung untereinander. «Et ceux qui ont le malheur d'être riches sont plus désoccupés que les autres et, par là, en apparence plus méchants. Ils passent leur vie à examiner avec un microscope les actions de leurs voisins, ils sont ainsi les espions les uns des autres» [50]).

b.) Die Frau in den oberen Gesellschaftskreisen.

Den Frauentypus der „höheren" Provinzgesellschaft zeichnet uns Stendhal in Mme de Rênal. Ihre hehre Gestalt steht zu den Valenod und de Rênal in einem versöhnlichen Gegensatz. In knappen, treffenden Worten umgrenzt der Schriftsteller ihren Charakter: «Madame de Rênal est une de ces femmes qui ne savent pas si elles sont belles, qui l'ignorent, qui regardent leur mari comme le premier homme du monde, tremblantes devant ce mari et croyant l'aimer de tout leur cœur, douces, modestes, tout entières à leur ménage, chastes et retirées, aimant Dieu et priant» [51]). Diese eigenartige Lebenseinstellung der Frau in jenen Kreisen ist eine natürliche Folge der Mädchenerziehung jener Zeit, die in den Händen der Geistlichen lag. Sie hatten mit ihrem wachsenden Einfluß die Privaterziehung der Revolutionszeit bald verdrängt und die Klostererziehung des 17. und 18. Jahrhunderts für die Mädchen der „höheren" Stände wieder allgemein durchgeführt. Über diese Erziehungsmethode berichtet Caillot in seinen Memoiren: «Des couvents, ou la maison de leurs mères, tels étaient les endroits où les jeunes filles étaient élevées avant la Révolution. Celles qui appartenaient à des familles nobles ou de la haute bourgeoisie, étaient placées, dès l'âge de huit à dix ans, sous la conduite des religieuses, et ne sortaient du monastère qu'à l'âge où elles devaient passer entre les bras d'un époux» [52]). Auf diese Weise konnte die Geistlichkeit die weibliche Jugend geistig ganz nach ihrem Willen formen und sie vor der Sittenlosigkeit und Freigeistigkeit, die im 18. Jahrhundert und in der Revolutionszeit gang und gäbe war, schützen. Den geistlichen Erziehern galt gehorsamste Unterwürfigkeit als höchstes Ideal. Die Folge einer so gearteten Jugendbildung war es, daß die Frau nie zur Erkenntnis ihres eigenen Wertes gelangte und in der Erfüllung konventioneller Pflichten ihren Lebensinhalt sehen mußte.

So kommt es, daß Mme de Rênal nicht die „Dame" ist, wie es dem Wohlstand ihrer Gesellschaft wohl entspräche, noch

50) «Lucien Leuwen» t. II, p. 175.
51) «Mélanges de litt.» II, p. 360.
52) Caillot: «Mémoires» t. II, p. 25.

die geschäftige, ratende Gattin, sondern lediglich Mutter ihrer Kinder und eine dienende Gefährtin ihres Mannes.

«Elle ne sait pas ce que c'est que l'amour» [53]). Für sie ist die Ehe eben nur eine notwendige Fortsetzung des unterwürfigen Pensionatslebens in einem anderen Milieu. Ihre eigenen Worte zeigen, auf welch konventionelle Weise sie die Ehe mit M. de Rênal eingegangen ist. «Mon respectable ami M. Chélan me fit comprendre qu'en épousant M. de Rênal, je lui avais engagé toutes mes affections, même celles que je ne connaissais pas . . .» [54]). In autoritätsgläubiger Frömmigkeit, die durch ihre Erziehung bedingt ist, hat sie seitdem diese „Verpflichtung" befolgt und alle Unbilden von seiten des mürrischen de Rênals mit selbstverständlicher Geduld ertragen. Sie hat sich nicht einmal Rechenschaft darüber abgelegt, ob alle Männer so gefühllos und gewinnsüchtig sind wie ihr Gatte. «. . . . . elle se figura que tous les hommes étaient comme son mari» [55]).

Nach längerem Verkehr mit ihrem jungen Hauslehrer kommt sie allmählich zu der Erkenntnis, daß es doch menschlichere Männer gibt als M. de Rênal und M. Valenod. Und erst jetzt wird eine natürliche, echte Liebe zu dem jungen Sorel in ihr entfacht. Sie muß einsehen, daß die Liebe zu ihrem Gatten nur reines Pflichtgefühl gewesen ist. Doch schon bald mahnt ihre im Kloster anerzogene Frömmigkeit sie zur Umkehr. Als nämlich einer ihrer Söhne schwer erkrankt, sieht die unschuldige, rechtgläubige Frau in diesem Unglück eine gerechte Strafe Gottes für ihre Untreue. Bewußt wendet sie sich von Julien ab und sucht sich durch eifriges Gebet mit dem Herrgott für ihre Verirrung wieder auszusöhnen.

Mme de Rênal ist uns ein deutliches Beispiel dafür, welche Stellung die Frau in der vornehmen Provinzgesellschaft einnimmt. Ihr ganzes Leben ist bestimmt durch die klösterliche Jugenderziehung, die ihr die Möglichkeit zur freien Entfaltung ihrer persönlichen Werte versperrt und sie auf eine willenlose Unterwürfigkeit in der ehelichen Gemeinschaft als die höchste, von Gott gesetzte Pflicht verweist.

c.) Das wohlhabende Kleinbürgertum in der Provinz.

In dem alten Sorel gibt Stendhal uns den Typus des wohlhabenden Kleinbürgers. Sorel ist Sägemüller, und er verdankt dem Umstande, daß Handel und Verkehr in jener

[53]) «Mélanges de litt.» II, p. 362.
[54]) «R. et N.» t. I, p. 374/75.
[55]) Ib. t. I, p. 66.

Zeit in Blüte stehen, einen ziemlichen Wohlstand. Er ist von morgens früh bis abends spät im Betriebe unermüdlich mit seinen Söhnen tätig. Seine Arbeitslust ist ein Erbteil von seinen Vorfahren, die seit Generationen in Verrières durch ihrer Hände Fleiß den Lebensunterhalt verdient haben. Seitdem die „Kongregation" ihre heimliche, strenge Aufsicht über die ganze Provinz ausübt und die Spionage von Nachbar zu Nachbar gefördert hat, beschränkt sich der arbeitsame Mann ganz auf sein Gewerbe und arbeitet seitdem mit doppeltem Fleiß. Das Geldverdienen wird notwendigerweise sein einziges Interesse. «Rapporter du revenu est la raison qui décide de tout dans cette petite ville . .» [56]). Sorel schimpft und schlägt seinen Sohn Julien aus Ärger darüber, daß dieser nicht wie seine älteren Brüder Kraft genug besitzt, im väterlichen Betriebe nutzbringend mitzuwirken. Er sieht eben in seiner Gier alles für nutzlos an, was nicht weitgehendsten Gewinn bringt. Auf das «*rapporter du revenu*» ist das ganze Benehmen des Alten berechnet. Er zeigt sich freundlich und liebevoll gegen jedermann, besonders gegen die Obersten der Gemeinde, wenn sein geschäftliches Interesse es verlangt. Aus ökonomischen Gründen wohl hat er sich auch der politischen Partei der Ultras angeschlossen, denn viele seiner Geschäftsfreunde, besonders aber die einflußreichen Persönlichkeiten von Verrières, gehören ihr an. In seiner ganzen Deutlichkeit zeigt sich der Charakter des gewinnsüchtigen und verschlagenen Bürgers bei einer geschäftlichen Unterhandlung mit dem Bürgermeister von Verrières.

Sorel ist eines Tages damit beschäftigt, mächtige Baumstämme, die er wider Polizeigesetz am Doubs gelagert hat, auszumessen. Sein Argwohn ist sehr groß, als er nun plötzlich in der Ferne den Gemeindeoberen herankommen sieht. Als er dann aber das Anliegen de Rênals, ihm seinen Sohn Julien als Hauslehrer zu verdingen, angehört hat, ist seine anfängliche Befürchtung bald vergessen. Die Frage des Gelderwerbs tritt nunmehr bei ihm in den Vordergrund. Er erwägt bei sich die Vorschläge des Maire «avec cet air de tristesse mécontente et de désintérêt, dont sait si bien se revêtir la finesse des habitants de ces montagnes» [57]) und überhäuft ihn zunächst mit allen Formeln der Höflichkeit. «La réponse de Sorel ne fut d'abord que la longue récitation de toutes les formules de respect qu'il savait par cœur» [58]). Währenddessen überlegt der mißtrauische Alte, welche Absichten den Bürgermeister veranlassen könnten, gerade seinen schwächlichen Sohn Julien für eine solch ehrenhafte Stellung auszuersehen. Vergebens sucht de Rênal ihn daher zu einer sofortigen Zusage zu veranlassen.

[56]) «R. et N.» t. I, p. 14.
[57]) Ib. t. I, p. 28.
[58]) Ib. t. I, p. 28.

Um sich dieses Anerbieten zu erklären, vor allem aber um für einen günstigen Vertragsabschluß genügend Zeit zum Überlegen zu haben, gibt Sorel vor, zunächst seinen Sohn selbst befragen zu wollen. Die Unehrlichkeit dieser Worte unterstreicht Stendhal mit der ironischen Bemerkung: «. . . . . comme si, en province, un père riche consultait un fils qui n'a rien, autrement que pour la forme» [59]).

Um Julien über sein zukünftiges Los zu unterrichten, sucht der Vater ihn an der gewohnten Arbeitsstelle auf. Als er ihn jedoch dort nicht findet, gerät er gleich in unbändige Wut. Nach langem, aufgeregtem Suchen entdeckt er ihn schließlich im hinteren Teile des Schuppens, zusammengekauert auf einen mächtigen Pfosten des Dachstuhles. «Julien lisait. Rien n'était plus antipathique au vieux Sorel; il eût peut-être pardonné à Julien sa taille mince, peu propre aux travaux de force, et si différente de celle de ses ainés; mais cette manie de lecture lui était odieuse, il ne savait pas lire lui-même» [60]). Der Mann aus derbem Bauerngeschlecht erkennt nur die werkliche Arbeit an, jede geistige Arbeit ist nach seinen Begriffen eine Angelegenheit der «paresseux». Aus dieser Einstellung heraus sind zum größten Teil das unfreundliche Benehmen und die rohen Schimpfwörter, die er nun an seinen Sohn richtet, zu verstehen: «paresseux, animal, chien de lisard u. a.» [61]). Als Julien nach dieser unfreundlichen Einleitung den Plan des Vaters, ihn als Hauslehrer an M. de Rênal zu verdingen, erfahren hat, und selbstbewußt einwendet: «Je ne veux pas être domestique» [62]), da wird auch der Alte noch einmal unschlüssig. Der Gedanke, seinen Sohn in einem fremden Haus als domestique zu wissen, verletzt seinen Bürgerstolz. De Rênal aber versichert ihn, Julien würde mit den Herrschaften an einem Tische essen und ein eigenes Schlafzimmer erhalten. Aus dieser bereitwilligen Zusage glaubt nun Sorel die große Verlegenheit de Rênals um seinen Sohn ermessen zu können und rücksichtslos erweitert er jetzt seine Forderungen. Zunächst verlangt er für Julien eine standesgemäße Kleidung und scheut selbst vor dem niedrigen Anerbieten nicht zurück: «Quand même je le retirerais de chez vous, cet habit noir lui restera?» [63]). Mit geschäftigem Eifer feilscht er vor allem um das Gehalt seines Sohnes und er erlangt in der Tat von de Rênal die Zusage eines jährlichen Lohnes von 400 frcs. Erst als der Maire mit bestimmter Geste alle weiteren Forderungen zurückweist, kommt der alte

[59]) «R. et N.» t. I, p. 29.
[60]) Ib. t. I, p. 30.
[61]) Vgl. ib. t. I, p. 31, 35.
[62]) Ib. t. I, p. 36.
[63]) Ib. t. I, p. 39.

Geizhals zu den schmeichelhaften Formeln der Ehrenbezeugung zurück. «Elles prirent un bon quart d'heure» [64]).

Der Typus des alten Sorel verdeutlicht uns, welch einseitige Lebensweise die Leute des reichen Kleinbürgertums in jener Zeit führen. Die „Kongregation" hat durch ihren Spionagedienst den Unfrieden zwischen Nachbarn und Freunde gesät und den einzelnen auf sich selbst angewiesen, so daß seine einzige Zerstreuung die Arbeit bleibt. Da diese bei dem günstigen Stand von Handel und Verkehr gut entlohnt wird, richtet sich das Interesse der Bewohner naturgemäß in erster Linie auf Geldverdienen. Ob das nun bei allen Mitgliedern der wohlhabenden Bürgerschaft zu dem gleichen Geiz und der Herzlosigkeit geführt hat, wie Stendhal es an dem alten Sorel zeigt, ist wohl anzuzweifeln. Sicherlich hat ihm der Schriftsteller zu sehr die Charakterzüge seines eigenen Vaters, die er in leidenschaftlichem Haß zu kritisch sah, geliehen, als daß man den «Père Sorel» restlos als einen Vertreter des gutsituierten Bürgertums hinnehmen könnte.

d.) Das Wirken und die Lebensweise der Provinzgeistlichkeit.

Mit besonderer Deutlichkeit schildert uns Stendhal das Wirken der Geistlichkeit in der Provinz. In Verrières ist der achtzigjährige Chélan seit mehr als 5 Jahrzehnten Pfarrer. Er hat mit seinen Pfarrkindern hier die schrecklichen Wirren der Revolution überstanden, die glorreichen Zeiten der napoleonischen Epoche erlebt und während der ganzen Jahre als treuer Seelenhirt seines Amtes gewaltet. Es ist also verständlich, daß dieser fromme Priester die Machtbestrebungen der „Kongregation", die die Rechtgläubigkeit zu einer Frage der Existenz machte, nicht unterstützen konnte. Als Priester kennt er nur eine Verantwortung vor Gott und seinem irdischen Stellvertreter, dem Papst, aber nicht vor der „Kongregation". Die Anhänger des «parti prêtre» bezeichnen ihn deshalb als Jansenisten und die „Kongregation" läßt ihn von dem jungen Vikar Maslou, der im Priesterseminar zu Besançon nach ihren Absichten vorgebildet ist, überwachen. In dem Widerstreit, der sich zwischen diesen beiden so verschieden eingestellten Geistlichen notwendig entspinnen mußte, treten die Bestrebungen des «parti prêtre», der in den Geistlichen seine besonderen politischen Ideenträger sieht, deutlich zutage.

Maslou dient der „Kongregation" mit blindem Gehorsam. Er wacht im Bunde mit den Kongreganisten de Rênal und Valenod stets darüber, daß ihre Absichten bei den Bewohnern in allen Lebensbedingungen befolgt werden. «Ces messieurs formaient avec

[64]) «R. et N.» t. I, p. 40.

M. Maslon un triumvirat qui, depuis nombre d'années, tyrannisait la ville» [65]). Wegen seiner Rücksichtslosigkeit, besonders aber weil man Maslon als den ersten Vertreter der mächtigen „Kongregation" kennt, ist er in der ganzen Gemeinde gefürchtet. Als der juge de paix von Verrières beim Bau der Kirche mit ihm eine kleine Meinungsverschiedenheit in bautechnischen Angelegenheiten gehabt hatte, rechneten schon alle Bewohner mit der Absetzung des Richters. «N'avait il pas osé avoir un différend avec un prêtre, qui, presque tous les quinze jours, allait à Besançon, où il voyait Mgr. l'évêque?» [66]).

Die Liebe der Pfarrkinder gehört ausschließlich dem ehrwürdigen Abbé Chélan, weil er für Aufrichtigkeit und soziale Gerechtigkeit eintritt. Er billigt es nicht, daß de Rênal und Valenod sich auf Kosten der Armen bereichern, während Maslon ihr gewissenloses Handeln ruhig ansieht und es sogar noch unterstützt, denn er glaubt, der „Kongregation" damit dienen zu können. Während de Rênal und Valenod mit Hilfe Maslons alle Mühe aufwenden, um den Philanthropen M. Appert, den wir schon oben genannt haben, an der Besichtigung der städtischen Karitasinstitute zu hindern, gestattet Chélan ihm ohne Bedenken auf seine Bitte den Eintritt. Er weiß, weshalb die Leiter der Gemeinde sich vor Appert fürchten, aber mit dem unmoralischen de Rênal und mit Valenod kann er keine Ideengemeinschaft eingehen. Sein eigenmächtiges Handeln aber erregt bei den Kongreganisten böses Blut. «Le matin, suivi de M. Valenod, directeur du dépôt de mendicité, il (i. e. M. de Rênal) était allé chez le curé, pour lui témoigner le plus vif mécontentement» [67]). Chélan weiß genau, daß man jetzt seine Absetzung betreiben wird und er sein geliebtes Verrières in Kürze verlassen muß. Daher stellt er, als die Vorhaltungen de Rênals und Valenods immer erregtere Formen zeigen, zu seiner eigenen Verteidigung die Gewissenlosigkeit jener Männer noch einmal an den Pranger. «Eh bien, messieurs! faites moi déstituer. Je n'en habiterai pas moins le pays. On sait qu'il y a quarante-huit ans, j'ai hérité d'un champ qui rapporte huit cents livres. Je vivrai avec ce revenu. Je ne fais point d'économies illicites dans ma place, moi, messieurs, et c'est peut-être pourquoi je ne suis pas si effrayé quand on parle de me la faire perdre» [68]).

Der greise Priester hätte sich auch, um seine Stellung zu halten, den Regeln des «*savoir vivre*» jener Zeit unterwerfen können, aber mit unerlaubten Handlungen will er sein Gewissen

[65]) «R. et N.» t. I, p. 246.
[66]) Ib. t. I, p. 42.
[67]) Ib. t. I, p. 19.
[68]) Ib. t. I, p. 20.

nicht beschweren. Daß er sie wohl kannte, zeigen die Mahnungen, die er seinem Lateinschüler Julien gibt: «Vous pourrez faire fortune, mais il faudra nuire aux misérables, flatter le sous-préfet, le maire, l'homme considéré, et servir ses passions . . . .; mais, dans notre état, il faut opter; il s'agit de faire fortune dans ce monde ou dans l'autre, il n'y a pas de milieu» [69]). Die aufrichtige Gesinnung wird in der Tat das Verderben dieses Priesters. «Julien trouva M. Chélan occupé à déménager; il venait enfin d'être déstitué, le vicaire Maslon le remplaçait» [70]).

Nach der Absetzung Chélans hat endlich die „jesuitische" Geistlichkeit die langersehnte, volle Herrschaft in Verrières; ihr einziger Widerpart ist verschwunden. Maslon, der Jünger des «parti prêtre», kann nun erst recht frei schalten und walten. Seine Macht muß bald selbst der herrische de Rênal erfahren. Als er nämlich zu einer Besichtigung der Reliquien von Bray-le-Haut, von der schon oben die Rede war, dem Adligen de la Mole aus Paris zu Gefallen den „Jansenisten" Chélan einladen will, findet sein Vorhaben bei Maslon heftigsten Widerspruch. «Je suis déshonoré ici et à Besancon, s'il paraît dans mon clergé. Un Janséniste, grand Dieu!» [71]). Trotzdem aber läßt de Rênal ihn einladen und zieht sich dadurch, wie schon früher erwähnt, die Ungnade der „Kongregation" zu.

Die Darstellung der Lebensweise der beiden geistlichen Vertreter illustriert eindeutig die gewaltige Spannung, die bestand zwischen den Provinzklerikern der Vorrestaurationszeit, die allein in der Seelsorge ihre priesterliche Bestimmung sahen, und den Geistlichen der Restauration, die im Sinne der „Kongregation" ausgebildet waren und für deren machtstrebigen Ziele in allen Dingen eintraten. Die „jesuitische" Geistlichkeit geht aus diesem Ringen verschiedener Anschauungen als Sieger hervor. Sie beherrscht seitdem ausnahmslos die ganze Gemeinde und schreckt vor den unerlaubtesten Handlungen nicht zurück, wenn sie nur nach den Wünschen und zum Nutzen der „Kongregation" sind. Inwieweit ihre Vorwürfe gegen die nichtkongreganistischen Geistlichen, sie seien Jansenisten, zu Recht bestehen, müßte eine spezielle Untersuchung über den jesuitischen und jansenistischen Geist in der Zeit der Restauration ergeben.

c.) Das liberale Bauerntum in der Provinz.

Während Stendhal die Sitten der bisher behandelten Provinzschichten an markanten Vertretern darlegte, weicht er bei der Behandlung des liberalen Bauerntums von dieser

[69]) «R. et N.» t. I, p. 80.
[70]) Ib. t. I, p. 147.
[71]) Ib. t. I, p. 175.

Typenschilderung ab. Seine geistige Struktur und seine Lebensführung können wir nur erschließen bei einer Gelegenheit, die die gesamte Bewohnerschaft von Verrières und Umgegend zu einem gemeinsamen Erlebnis zusammenführt. Es ist die feierliche Einführung eines Königs in Verrières, auf die schon oben verschiedentlich hingewiesen wurde.

Die Royalisten unterstützten die armen Liberalen, wie schon erwähnt, durch karitative Hilfswerke, um sie dadurch politisch in Schach zu halten. Da aber nur diejenigen, die ein der „Kongregation" gefälliges Leben führten, materielle Unterstützungen erhielten, befleißigten sich viele, nach außen hin den Schein christlicher Rechtgläubigkeit zu zeigen und scheuten sich selbst nicht, ihre Parteigenossen, die anders handelten als sie, bei der Obrigkeit zu denunzieren. Durch diese Spionage und Angeberei verlor das Lager der Liberalen seine geschlossene Einheit und damit seine politische Stärke. Und notwendigerweise mußte sich das eigenartige Verhältnis ergeben, daß die meisten zwar dem Namen nach Liberale blieben, ihre gewohnten Versammlungen besuchten und die Zeitungen lasen, in Wirklichkeit sich aber der materiellen Vorteile wegen in ihrer ganzen Lebensweise den Vorschriften des «parti prêtre» unterwarfen. Nur so ist das Verhalten der liberalen Menge bei dem Volksfeste recht zu verstehen, das in ganz Verrières Freude und Begeisterung auslöste.

Schon einige Tage vor dem Feste trifft das ganze Volk für einen würdigen Empfang des Königs sorgfältigste Vorbereitungen. Der Bürgermeister, der vom Präfekten Auftrag erhalten hat, dem Könige beim Einzug ein pomphaftes Geleite zu geben, kann sich vor den Bittgesuchen der reichgewordenen Führer der Liberalen, die in der Garde mitwirken wollen, kaum schützen. «A sept heures madame de Rênal arriva de Vergy avec Julien et les enfants. Elle trouva son salon rempli de dames libérales qui prêchaient l'union des partis, et venaient la supplier d'engager son mari à accorder une place aux leurs dans la garde d'honneur» [72]).

Die Begeisterung der Menge kennt am Festtage selbst keine Grenzen mehr. In den Straßen des Städtchens bilden tausende von Bauern aus den Bergen der Umgegend Spalier. Von ferne hallt der Majestät feierlicher Glockenklang entgegen und donnernde Kanonenschüsse übertönen von Zeit zu Zeit den Lärm der Menge. «Dix mille paysans crièrent: «Vive le roi», quand le maire eut l'honneur de haranguer Sa Majesté» [73]). Die Begeisterung des Augenblicks trübt die klare Einsicht der Bauern so sehr, daß sie ganz vergessen, was ihre Väter und sie selbst dem Königtum 1789 geschworen hatten.

[72]) «R. et N.» t. I, p. 172/73.
[73]) Ib. t. I, p. 178.

Als der König, von den Klerikern der ganzen Umgegend begleitet, die Reliquien von Bray-le-Haut besucht, stimmt das Volk ein feierliches Tedeum an. «Les paysans étaient ivres de bonheur et de piété» [74]). Ehrfurchtsvoll lauscht die Menge dann den Mahnungen des jungen Bischofs, niemals den Augenblick zu vergessen, wo einer der mächtigsten Könige in demütigem Gebete vor dem Allerheiligsten gekniet habe. «Une telle journée», bemerkt Stendhal bei dieser Gelegenheit, «défait l'ouvrage de cent numéros des journaux jacobins» [75]). Als M. de la Mole aus Paris dann zum Abschluß des Festtages 10 000 Flaschen Wein unter das liberale Volk verteilt, nehmen sie diese Lockspeise freudig und ohne Bedenken an. «Le soir, à Verrières, les libéraux trouvaient une raison pour illuminer cent fois mieux que les royalistes» [76]).

Die Schilderung dieses Ereignisses zeigt uns, welche Umwandlung zur Zeit Stendhals im Lager der Liberalen vor sich gegangen ist. Das liberale Bauerntum, das durch die Revolution zum herrschenden Stand emporgestiegen war, hat seine Willenskraft verloren und folgt gezwungen seinen politischen Feinden; es ist fromm geworden und denkt nur daran, sich zu bereichern. Für große Willensnaturen, die sich in der Zeit Napoleons durchsetzen konnten, gibt es in dieser Welt heuchlerischer Instinkte kein allzu weites Feld zur Betätigung: denn „Thron und Altar sind Mächte, die den einzelnen in einen eng begrenzten Kreis schließen und kleinlich machen, selbst wenn sie ihm gestatten, das Maß seines Wesens in der Entfaltung eines ungefährlichen, rein materiellen Zieles zu zeigen“ [77]).

Rückblick.

Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung haben gezeigt, wie klug die bourbonische Regierung darin handelte, gemeinsam mit ihrem alten Bundesgenossen, dem katholischen Klerus, den Kampf zur Wiederherstellung des absoluten Königtums zu führen.

Schon Napoleon hatte erkannt, daß trotz 1789 die katholische Religion noch fest im Herzen des Volkes verankert sei, und im Interesse seiner Alleingewalt hatte er bereits die Wiederherstellung der Staatskirche durch das Konkordat mit Rom wiederangebahnt. Er wußte, daß die Religion das günstigste und gegebenste Mittel war, das Volk in Ordnung und Gehorsam zu erhalten. Als nun Leipzig seiner glorreichen Herrschaft ein plötzliches Ende bereitete und er ein waffengewohntes Volk in Unord-

74) «R. et N.» t. I, p. 187.
75) Ib. t. I, p. 187.
76) Ib. t. I, p. 190.
77) W. Weigand: „Stendhal und Balzac“, 2 essais, S. 172.

nung und Untätigkeit zurückließ, da mußte es für das neue Regime, das die Menge erst wieder zur Anerkennung seiner Autorität führen mußte, um so dringlicher sein, ihr Interesse in erster Linie auf jene Gemeinschaft wiederhinzulenken, die das Prinzip der Autorität notwendig in sich trägt, die katholische Kirche. Wenn die Religion das Volk wieder geeint hatte, konnte es zur Anerkennung des weltlichen Oberhauptes nur ein Schritt sein.

Aus dieser Erkenntnis heraus ist es zu verstehen, wenn die Regierung vor allem der jesuitischen „Kongregation" die Sorge für jene grundlegende Aufgabe überließ. Diese religiös-politische Sekte arbeitete zielbewußt dahin, Männer von ihrer Gesinnung, wie wir gesehen haben, in die leitenden Stellungen zu bringen und mit geheimem Zwang richtunggebend auf die Lebensweise der Provinzler einzuwirken. Dadurch, daß die „Kongregation" ihren getreuesten Anhängern materielle Unterstützungen und angesehene Stellungen in Aussicht stellte, regte sie den Eifer der Gläubigen an und machte sie zugleich ihrem Willen gefügig. Sehr viele führten, um solche Vorteile zu genießen, wenigstens nach außen hin, einen katholischen Lebenswandel, wie er der „Kongregation" genehm war und nicht selten wurde der Besitzneid eine Veranlassung, daß der Nachbar den Nachbarn und der Freund den Freund denunzierte, wenn er sich eine religiöse Verfehlung zuschulden kommen ließ. Entsprechend dem religiösen Eifer des einzelnen bildete man sich ein Urteil über seinen Wert bezw. Unwert. Das war die gefürchtete «opinion publique».

Mit den neuen, aufgedrängten Lebensbedingungen mußte sich allmählich allgemein ein neues Lebens g e f ü h l einstellen. Die Generation, die nach dem Sturze Napoleons, der Untätigkeit anheimgestellt, der glorreichen Zeit ihres sieggewohnten Kaisers nachtrauerte, verlagerte ihr Interesse, veranlaßt durch die Verlockungen der „Kongregation", mehr und mehr auf die Vergrößerung ihres materiellen Besitzes und heuchelte um dessentwillen religiöse Begeisterung. Zwar konnte diese unnatürliche neue Lebensweise das stolze Gefühl der ruhmreichen Vergangenheit nicht wettmachen, aber man fügte sich unter die Leitung der „Kongregation", weil die Rechtgläubigkeit eine Frage der Existenz geworden war und die Gegenwart eben nichts Besseres bot. «L'ennui redouble» [78]).

f.) Das jüngere Geschlecht in der Provinz.

Zu welcher Lebensweise sollte sich nun das junge Geschlecht in einer solch ideallosen Zeit entscheiden? Wir kennen

[78]) «R. et N.» t. I, p. 76.

die Stimmung, in welcher die Jugend den Sturz Napoleons erlebt hatte, aus dem wunderbaren Eingangskapitel Mussets «Confession d'un enfant du siècle». «Les enfants sortirent des collèges, et, ne voyant plus ni sabres, ni cuirasses, ni fantassins, ni cavaliers, ils demandèrent à leur tour où étaient leurs pères. Mais on leur répondit que la guerre était finie, que César était mort, et que les portraits de Wellington et de Blücher étaient suspendus dans les antichambres des consulats et des ambassades, avec ces deux mots au bas: Salvatoribus mundi.

Alors s'assit sur un monde en ruines une jeunesse soucieuse. Tous ces enfants étaient des gouttes d'un sang brûlant qui avait inondé la terre; ils étaient nés au sein de la guerre, pour la guerre. Ils avaient rêvé pendant quinze ans des neiges de Moscou et du soleil des Pyramides. Ils n'étaient pas sortis de leurs villes; mais on leur avait dit que, par chaque barrière de ces villes, on allait à une capitale d'Europe. Ils avaient dans la tête tout un monde; ils regardaient la terre, le ciel, les rues et les chemins; tout cela était vide, et les cloches de leurs paroisses résonnaient seules dans le lointain».

«Trois éléments partageaient donc la vie qui s'offrait alors aux jeunes gens: derrière eux un passé à jamais détruit, s'agitant encore sur ses ruines, avec tous les fossiles des siècles de l'absolutisme; devant eux l'aurore d'un immense horizon, les premières clartés de l'avenir; et entre ces deux mondes . . . quelque chose de semblable à l'Océan qui sépare le vieux continent de la jeune Amérique, je ne sais quoi de vague et de flottant, une mer houleuse et pleine de naufrages, traversée de temps en temps par quelque blanche voile lointaine ou par quelque navire soufflant une lourde vapeur; le siècle présent, en un mot, qui sépare le passé de l'avenir, qui n'est ni l'un ni l'autre et qui ressemble à tous deux à la fois, et où l'on ne sait, à chaque pas qu'on fait, si l'on marche sur une semence ou sur un débris.

Voilà dans quel chaos il fallut choisir alors; voilà ce qui se présentait à des enfants pleins de force et d'audace, fils de l'Empire et petits-fils de la Révolution» [79]).

Zu dem jungen Heer dieser Napoleonschwärmer, einer Schar, in der das Erlebnis der Vergangenheit noch zu mächtig war, um mit klarem Blick in eine gesunde Zukunft zu sehen, gehört Stendhals „Held" Julien Sorel. Julien ist ein leidenschaftlicher Verehrer des mächtigen Korsen; für ihn gilt als höchstes Ideal, unter der Fahne dieses Feldherrn mit seiner Tapferkeit Ruhm und Ehren zu erringen. Die Lebensgewohnheiten der Pro-

[79]) A. de Musset: «Confession . . .» p. 4, 5; 7, 8.

vinzbewohner aber, die er in allen Gesellschaftsschichten kennengelernt hat, haben ihn den herrschenden Einfluß der Geistlichkeit in der Gegenwart erkennen lassen. «Quand Bonaparte fit parler de lui», klagt er, «la France avait peur d'être envahie; le mérite militaire était nécessaire et à la mode. Aujourd'hui, on voit des prêtres, de quarante ans, avoir cent mille francs d'appointements, c'est à dire trois fois autant que les fameux généraux de division de Napoléon» [80]). Und da er eingesehen hat, daß sein altes Ideal unwiederbringlich dahin ist, er aber auf den Aufstieg nicht verzichten will, entschließt er sich, den neuen Weg des Geistlichen zu wählen. «Il faut être prêtre» [81]).

Zu diesem Schritt rieten in jener Zeit viele Eltern ihren Söhnen, die abseits des realen, zeitgeschichtlichen Geschehens standen. «Quand les enfants parlaient de gloire, on leur disait: «Faites-vous prêtres», quand ils parlaient d'ambition: «Faites-vous prêtres»; d'espérance, d'amour, de force, de vie: «Faites vous prêtres!»» [82]). Und viele ließen sich überzeugen, daß das der einzige Ausweg sei, um in dieser dumpfen Zeit zu Ruhm und angesehener Betätigung zu gelangen.

Bei der Schilderung des Aufenthaltes Juliens im Priesterseminar zu Besançon weist Stendhal auf die tieferen Beweggründe dieses Entschlusses mancher der jungen Studenten und die Art ihrer Ausbildung für ihren zukünftigen Beruf als Diener der Kirche und des Königtums sehr deutlich hin. Bei der Gelegenheit tritt die herrschende Stellung der Geistlichkeit, des Noir, am unverblümtesten zutage. Daher sagt der Schriftsteller in der Analyse des «Le Rouge et le Noir»: «La partie remarquable de ce roman comme roman de moeurs c'est le séjour de Julien au séminaire» [83]).

Die Priestererziehungsanstalt von Besançon steht unter der Aufsicht des Generalvikars M. de Frilair, der gleichzeitig der erste Leiter der „Kongregation" ist. Er sieht in den jungen Studenten in erster Linie die zukünftigen Führer des «parti prêtre» und sorgt dafür, daß sie nach dessen besonderen Absichten ausgebildet werden. Willenlose Unterwerfung unter die Autorität des Papstes und den Willen der Kongregationsobern gilt für seine Seminaristen als grundlegendes Gebot. Um sie dahin zu bringen, überwacht der strenge Abbé Castanède, ein treuer Anhänger der „Kongregation", jede Tat und jedes Wort seiner Schüler und verhängt die härtesten Strafen über alle, die sich irgendeine Verfehlung zuschulden kommen lassen. Das Ideal, zu dem die jungen Kleriker geführt werden sollen, ist die mittelalterliche «soumission de

[80]) «R. et N.» t. I, p. 43/44.
[81]) Ib. t. I, p. 44.
[82]) A. de Musset: «Confession . . .» p. 6.
[83]) «Mélanges de litt.» II, p. 365.

coeur» [84]). Da die Freigeistigkeit des 18. Jahrhunderts erwiesen hat, daß übersteigerte Bildung zum Individualismus führt und den Gehorsam der Obrigkeit gegenüber untergräbt, sucht man daher alles Ideengut von den Schülern fernzuhalten, das sie zu selbständigem Nachdenken verleiten und damit zu einer gewissen Eigengesetzlichkeit führen könne. Die einzig legitime Autorität soll für sie in allen Dingen der Papst sein. Die Befürchtung, die Schüler könnten zu selbständig werden, ist so groß, daß man es fast unverzeiblich findet, wenn selbst einer in den theologischen Kursen seine Kameraden an Geist und Wissen überragt. «Mais ce que Julien ne savait pas, ce qu'on se gardait de lui dire, c'est que être le premier dans les différents cours de dogme, d'histoire ecclésiastique, etc. etc., que l'on suit au séminaire, n'était à leurs yeux qu'un péché splendide» [85]). Damit wird neben dem autoritätsgläubigen Gehorsam die Unwissenheit fast zu einer der dringlichsten Tugenden erhoben. Für diese engherzigen pädagogischen Forderungen glaubt Stendhal folgende Begründung geltend machen zu können: «Depuis Voltaire, depuis le gouvernement des deux chambres qui n'est au fond que méfiance et examen personnel, et donne à l'esprit des peuples cette mauvaise habitude de se méfier, l'église de France semble avoir compris que les livres sont ses vrais ennemis» [86]).

Der Mehrzahl der Seminaristen bedeutet es keine sonderliche Schwierigkeit, sich den Absichten ihrer Vorgesetzten zu fügen. Es sind größtenteils unvorgebildete Bauernsöhne aus der Provinz «qui aimaient mieux gagner leur pain en récitant quelques mots latins qu'en piochant la terre» [87]). Höhere geistige Bedürfnisse, die ein «examen personnel» bedingen könnten, haben sie von Haus aus nicht. Froh, der mühsamen Landarbeit entronnen zu sein, geht ihr einziges Bestreben dahin, möglichst bald in einer angesehenen Priesterstelle ein behagliches Leben führen zu können. Diese jungen Leute sehen in dem Priesterberuf also in erster Linie eine gesicherte „Laufbahn". «Mes camarades», sagt Julien Sorel, «ont une vocation ferme, c'est à dire qu'ils voient dans l'état ecclésiastique une longue continuation de ce bonheur: bien dîner et avoir un habit chaud en hiver» [88]). Und an verschiedenen Stellen betont er: «Le bonheur, pour ces séminaristes, consiste surtout à bien dîner» [89]).

Um später eine möglichst einträgliche Stelle zu erhalten, stellen sie ihr ganzes Benehmen bewußt auf die gewünschte Hal-

84) «R. et N.» t. I, p. 304.
85) Ib. t. I, p. 304.
86) Ib. t. I, p. 304.
87) Ib. t. I, p. 303.
88) Ib. t. I, p. 314.
89) Ib. t. I, p. 304; 313; 320.

tung ihrer geistlichen Lehrer ein, so daß ihre Lebensführung den Anschein «de la vertu la plus pure» [90]) zeigt. Scheu tragen sie stets die Augen zur Erde gesenkt. «Ce n'est pas sans raison qu'en ces lieux-là on les porte baissés» [91]). Bei den religiösen Übungen zeigen manche eine solche Frömmigkeit, daß man sie fast für Heilige hält. «Huit ou dix séminaristes vivaient en odeur de sainteté, et avaient des visons comme sainte Thérèse et saint François, lorsqu'il reçut les stigmates sur le mont Verna dans l'Apennin» [92]). Es ist klar, daß der Schriftsteller in diesem Punkte die tatsächlichen Verhältnisse zu kraß wiedergibt; und sicherlich rührt diese Übertreibung von seinem ungezügelten Haß gegen die Priester, den ungünstige Jugendeindrücke in ihm genährt hatten.

In einer Schar junger Leute, deren ganze Erziehung die Entwicklung ihrer individuellen Anlagen bewußt verhindert, die systematisch zu unselbständigen Dienern herangebildet werden, müssen notwendig die Worte des Abbé Castanède, der die Autorität des Papstes als die einzig legitime predigt, williges Gehör finden. «Rendez-vous dignes des bontés du pape», sagt er ihnen, »par la sainteté de votre vie, par votre obéissance, soyez comme un bâton entre ses mains, et vous allez obtenir une place superbe où vous commanderez en chef, loin de tout contrôle» [93]). Er überzeugt sie dadurch so sehr von der Allgewalt des päpstlichen Primates, daß sie, hauptsächlich wohl durch den Wunsch des Gedankens, zu der Meinung gelangen, «que si le pape ne se donne pas la peine de nommer tous les préfets et tous les maires de France, c'est qu'il a commis à ce soin le roi de France, en le nommant fils ainé de l'église» [94]). Demnach werden sie also in Zukunft als Diener des Papstes in ihren Gemeinden entscheidende Bestimmung in kirchlichen und staatlichen Angelegenheiten haben. Sie müssen Priester und Verwalter zugleich sein. Und nur aus solchen gedanklichen Voraussetzungen ist auch das herrschsüchtige und selbstsichere Handeln eines Abbé Maslon in Verrières recht zu verstehen.

Die Erziehungsweise der Seminaristen, die auf rein rationaler Grundlage beruht, hat die jungen Leute gegen jede Regung des Sentiments unempfindlich gemacht. Eine recht anschauliche Umgrenzung ihrer seelischen Qualitäten gibt Stendhal bei einer Gelegenheit, als der junge Julien Sorel, von romantischer Sehnsucht erfaßt, dem feierlichen Klang der Glocken von Besançon lauscht. «Les sons si graves de cette cloche n'auraient dû réveiller

[90]) «R. et N.» t. I, p. 303.
[91]) Ib. t. I, p. 309.
[92]) Ib. t. I, p. 303.
[93]) Ib. t. I, p. 321.
[94]) Ib. t. I, p. 323.

chez Julien que l'idée du travail de vingt hommes payés à cinquante centimes, et aidés peut-être par quinze ou vingt fidèles. Il eût dû penser à l'usure des cordes, à celle de la charpente, au danger de la cloche, elle-même, qui tombe tous les deux siècles, et réfléchir au moyen de diminuer le salaire des sonneurs, ou de les payer par quelque indulgence ou autre grâce tirée des trésors de l'église, et qui n'aplatît pas sa bourse» [95]).

Wenn aber so die ersten Diener der Kirche sind, dann kann es in der Tat nicht Wunder nehmen, daß auch die Leute der Provinz, deren ganze Lebensweise unter dem Zwange der Geistlichkeit steht, so ausschließlich auf materiellen Gewinn eingestellt sind, wie unsere Untersuchung es oben gezeigt hat.

Der Seminarist Julien Sorel ist ein Mensch, der mit einer viel umfassenderen Vorbildung nach Besançon gekommen ist als seine oben erwähnten Kameraden; er ist ein «*homme d'esprit*». Schon bald aber soll er erkennen, daß in seiner Zeit für einen «homme d'esprit» im geistlichen Stande kein Raum ist.

Anstatt die Meinungen seiner Lehrer kritiklos hinzunehmen, geht Juliens vielseitig interessierter Geist oft eigene Wege. Dadurch zieht er sich sogleich die Verachtung seiner Lehrer und Seminarkameraden zu, die in ihrer Unwissenheit kein Verständnis dafür finden, daß ein Mensch eigene Meinungen verficht. In den theologischen Kursen und in seiner Freizeit arbeitet er mit unermüdlichem Eifer an der Vervollkommnung seines Wissens, und schon nach kurzer Zeit behauptet er in allen Fächern den ersten Platz. Da aber nicht eine gründliche Kenntnis der Theologie das Haupterfordernis für den Priester in seiner Zeit ist, sondern Demut und autoritätsgläubiger Gehorsam, fällt er dadurch nur immer mehr bei den Seminarobern in Ungnade. Er muß allmählich einsehen, daß er sich durch seinen Eifer den Weg zum Aufstieg versperrt, anstatt ihn zu ebnen. «A leurs yeux, il était convaincu de ce vice énorme, il pensait, il jugeait par lui-même, au lieu de suivre aveuglément l'autorité et l'exemple» [96]). Als er in einem Examen wieder unbestritten das meiste Wissen zeigt, bricht der Unwille seines Examinators offen hervor. «. . . tout à coup l'examinateur changea de visage, et lui reprocha avec aigreur le temps qu'il avait perdu à ces études profanes, et les idées inutiles ou criminelles qu'il s'etait mises dans la tête» [97]). Und Julien erntet für sein „Verbrechen" die entsprechende Strafe. «Ces premières places que j'obtiens toujours n'ont servi qu'à me donner de mauvaises notes pour les véritables places que l'on obtient à la sortie du séminaire

[95]) «R. et N.» t. I, p. 331.
[96]) Ib. t. I, p. 308.
[97]) Ib. t. I, p. 343.

et où l'on gagne de l'argent» [98]). Einsam und verlassen steht der junge Mensch inmitten der Gesellschaft seiner Lehrer und Mitschüler, betrübt, sich wie Stendhal in seiner Zeit sagen zu müssen: «Je ne suis pas mouton, ce qui fait que je ne suis rien» [99]).

Der einzige Freund, dem der „Einsame" im Seminar seinen Kummer anvertrauen kann, ist der Leiter der Anstalt M. Pirard. Pirard sieht in Julien «la gloire de sa maison» [100]). Aus dieser freundschaftlichen Zuneigung erhellt schon sehr deutlich die geistige Einstellung jenes Priesters. Er ist kein Gesinnungsgenosse des Abbé Castanède und daher auch kein Freund der „Kongregation". 15 Jahre lang hat er sein Amt mit gewissenhaftem Eifer verwaltet, sich mit dem wachsenden Einfluß der „Kongregation" aber nicht entschließen können, seine religiösen Grundsätze zur Verteidigung einer kirchlichen Politik zu mißbrauchen. Das mußte naturgemäß zu einem ernsten Konflikt mit seinem kongreganistischen Kollegen Castanède führen, der in ihm deswegen einen Jünger des Jansenismus sieht. Über jene Tatsache wird der junge Julien schon kurz nach seinem Eintritt von einem Kameraden aufgeklärt. «L'abbé Castanède est l'ennemi de M. Pirard qu'on soupçonne de jansénisme» [101]). Zu dieser Feindschaft gesellt sich eine grenzenlose Eifersucht auf Pirards Stellung. Castanède klagt seinen Vorgesetzten daher offen beim Kongregationsleiter M. de Frilair an, und schon einige Tage später muß Pirard Julien die traurige Mitteilung machen: «Après quinze ans de travaux, je suis sur le point de sortir de cette maison: mon crime est d'avoir laissé les séminaristes à leur libre arbitre, et de n'avoir ni protégé, ni desservi cette société secrète dont vous m'avez parlé au tribunal de la pénitence» [102]).

Pirard verläßt seinen Lieblingsschüler nicht, ohne ihm vorher den tiefen Stand der geistlichen Moral darzulegen und ihm den einzig rechten Weg aus diesem Chaos anzuzeigen. «La jalousie et la calomnie», sagt er, «te poursuivront. En quelque lieu que la Providence te place, tes compagnons ne te verront jamais sans te haïr; et s'il feignent de t'aimer, ce sera pour te trahir plus sûrement. A cela il n'y a qu'un remède: n'aie recours qu'à Dieu, qui t'a donné, pour te punir de ta présomption, cette nécessité d'être haï» [103]). In Zukunft lebt Pirard in Paris, und Julien Sorel folgt ihm bald dorthin, froh, der «*gent moutonnière*» [104]) der

[98]) «R. et N.» t. I, p. 309/10.
[99]) «Souv. d'égotisme» p. 129.
[100]) «R. et N.» t. I, p. 344.
[101]) Ib. t. I, p. 302.
[102]) Ib. t. I, p. 337/38.
[103]) Ib. t. I, p. 338.
[104]) «Souv. d'égot.» p. 129.

Provinz den Rücken zu kehren und in der Hoffnung, dort endlich Menschen mit eigener Initiative zu finden.

Bevor wir nun zu der Untersuchung der Sitten in den „höheren" Klassen von Paris übergehen, wollen wir uns die Bemerkungen zunächst vergegenwärtigen, die Stendhal der Klarheit und der Vervollständigung des Eindrucks wegen der Schilderung des provinziellen Lebens noch anfügt. Der Schriftsteller macht einen Philosophen Namens Saint-Giraud, der auf der Reise nach Paris eine angeregte Unterhaltung mit einem gewissen Falcoz führt, zum Sprecher seiner Gedanken.

Saint-Giraud, einer von den wenigen, die den politischen Fragen und allen Tagesneuigkeiten gleichgültig gegenüberstehen, ist vor einigen Jahren von Paris in die Provinz übergesiedelt, in der Hoffnung, dort in aller Ruhe seinen Lieblingsbeschäftigungen Musik, Malerei und Poesie leben zu können. Dieses Vorhaben aber, so erzählt er Falcoz, wurde für ihn der Anlaß bitterster Enttäuschungen. Er schloß sich keiner politischen Partei an, hielt keine Zeitungen und wurde kein Mitglied der «Associations pieuses» [105]), sondern gab den Armen, wie er es nach christlicher Pflicht für notwendig hielt. «Ce n'était pas le compte du vicaire» [106]). Seitdem trafen ihn von allen Seiten unverdiente Beschuldigungen. Sein Besitztum wurde von den Bewohnern der Umgegend böswillig beschädigt und in der öffentlichen Meinung liefen über ihn die dunkelsten Gerüchte. Er hatte den Frieden in ländlicher Einsamkeit gesucht, mußte sich aber eingestehen, daß die Provinz denen, die nicht der „großen Herde" folgen, keine bleibende Stätte bietet. Seine bittere Enttäuschung gipfelt in der Erkenntnis: «La paix des champs est pour moi un enfer». «Une fois que l'on m'a vu abandonné par le vicaire, chef de la congrégation du village, et non soutenu par le capitaine en retraite, chef des libéraux, tous me sont tombés dessus» [107]). Er habe jetzt endlich, so erzählt er Falcoz, «cet enfer d'hypocrisie et de tracasseries» [108]) verlassen, um an dem einzigen Orte, der ihm in dieser Zeit noch ein friedliches Dasein ermögliche, zu leben. «dans un quatrième étage donnant sur les Champs-Elysées [109]). Und als Falcoz nun die Äußerung wagt: «Tout cela ne te fût pas arrivé sous Bonaparte» [110]), eröffnet ihm Saint-Giraud seine Ansichten über die Gründe der augenblicklichen Unmöglichkeit, als freier Mensch auf dem Lande zu leben: «Qui me chasse de ma terre?: les prêtres, que Napoléon a rappelés

105) «R. et N.» t. II, p. 5.
106) Ib. t. II, p. 5.
107) Ib. t. II, p. 6.
108) Ib. t. II, p. 7.
109) Ib. t. II, p. 7.
110) Ib. t. II, p. 7.

par son concordat. Y aurait-il aujourd'hui des gentilshommes insolents, si ton Bonaparte n'eût fait des barons et des comtes?. Après les prêtres, ce sont les petits nobles campagnards qui m'ont donné le plus d'humeur . . .» [111]).

Saint-Girauds Meinung über den Grund der unerträglichen Lebensweise, der man in der Provinz ausgesetzt ist, sowie seine fluchtartige Abkehr von diesem verhaßten Milieu, bestätigen in anschaulicher Weise das Verhalten und die Meinung unseres Schriftstellers. Auch ihn trieb es aus der unerträglichen Schwüle des Provinzstädtchens Grenoble hinaus, und auch er mußte trotz seiner Bewunderung für die kriegsmännischen Leistungen Napoleons in seinem Schreiben an Salvagnoli eingestehen. daß Napoleon den Grund für die prüden Sitten gelegt und daß die „Kongregation" sie weiter gefördert habe.

B. 2. Der hohe Adel von Paris.

Bei der Untersuchung der Sitten in der hohen adligen Gesellschaft von Paris müssen wir, ebenso wie in der Provinz, von der Beantwortung der Frage ausgehen, durch welche Einflüsse die besondere Stellung und die Art der Lebensführung dieses Standes in jener Zeit bedingt sind.

Die Einflüsse sind hier in ganz anderen Umständen zu suchen als wir es auf dem flachen Lande feststellen konnten. Während die Provinzler von der gewaltigen Macht der königs- und papstgetreuen „Kongregation" beherrscht und durch geeignete Mittel, wie wir gesehen haben, systematisch zu einer Lebensweise geführt wurden, die dieser Priesterpartei erwünscht war. ist der hohe Adel als erste Stütze des Königtums und der Restauration viel freier und selbstbestimmender. Bei ihm lagen die zwingenden Gründe für die bestimmte geistige Struktur und damit der Sitten in der Restauration einzig in politischen Ereignissen. die der Zeit vorausgegangen waren und deren Auswirkungen zum größten Teil noch in der Gegenwart anhielten.

Als das Wechselspiel der Geschichte den Bourbonen 1815 den Thron und die Herrschaft zurückgab. kehrten die emigrierten Adligen in Massen nach Frankreich zurück, in dem Glauben, die alte vorrevolutionäre Macht und Herrlichkeit werde wieder anbrechen. «Une fois rassis», sagt Henri Bouchot. «il ne leur paraissait plus qu'une solution de continuité séparât la cour de Louis XVI. de celle de Louis XVIII.» [112]). Jedoch war diese Einstellung der Adligen nur durch eine gründliche Verkennung der

[111]) «R. et N.» t. II, p. 9.
[112]) H. Bouchot: «Le luxe français, la Restauration», p. 8.

wirklichen gegenwärtigen Verhältnisse möglich. Im Innern des Landes waren nämlich seit den Zeiten Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. gewaltige geistige Veränderungen vor sich gegangen, die mit der Wiederübernahme der Macht durch die Bourbonen allein nicht wettgemacht werden konnten. Jahrhunderterlanger Mühe hatte es bedurft, um den Absolutismus, der in der Zeit seiner höchsten Blüte die Autorität und ihre beste Stütze, den Reichtum, in sich vereinigte, zu befestigen. Dann aber war als Gegenschlag aus dem geknechteten Volke die gewaltige Revolution über das Land dahingegangen und hatte Schlag auf Schlag den Thron, das Autoritätsprinzip, die Religion und die Privilegien des Adels zunichte gemacht. Damit war alles, was im 17. und 18. Jahrhundert dem Leben des Adels Sinn und Haltung gegeben hatte, hinfällig geworden, und der Liberalismus, der aus der Revolution geboren war, konnte seine Ideen bis in die Gegenwart hinein mit unbeirrbarer Konsequenz verfolgen.

Und obwohl die Adligen diese Mißgeschicke, die die Zwischenzeit ihrem Stande gebracht hatte, erkennen mußten, suchten sie sich dennoch in eitlem Vertrauen darauf, das Volk werde von selbst in Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit Frankreichs zum Konservativismus zurückfinden, über die Gefährlichkeit ihrer Lage hinwegzutäuschen. Henri Bouchot sagt: «C'est bien là le temps où M. de Vitrolles prétendait que les foules parisiennes regardant passer les gardes du corps avec leur croix sur la poitrine, songeaient aux héros de la croisade et en avaient les larmes aux yeux. Du moment où les Bourbons avaient repris possession du trône, il paraissait invraisemblable aux émigrés que le peuple n'oubliât très vite les sottises parvenues du précédent règne»[113]. In der Tat war diese Vertrauensseligkeit das einzige Mittel, mit dem der Adel sich wenigstens moralisch über die Gefährlichkeit seiner Lage hinweghelfen konnte, denn die Emigration hatte seine Energie, die zur Wiedereinführung der vorrevolutionären Verhältnisse und der alten Lebensbedingungen der Hofgesellschaft besonders vonnöten gewesen wäre, sehr geschwächt und ihn zudem fast ganz seines früheren Reichtums beraubt. «On manquait à la fois d'énergie, de volonté et de finance»[114].

So verlor sich denn das Hoffen und Sehnen der Adligen in Ermangelung eigener Qualitäten hilflos in eine Zeit, da kühne Ahnen sich durch rege Aktivität und ruhmreiche Taten ausgezeichnet hatten, von denen sie zwar den äußeren Glanz übernehmen konnten, deren Nachfolger zu sein sie aber nicht würdig waren. Und es bildete sich in ihrem Stande notwendigerweise eine Lebensweise heraus, die, einzig und allein begründet auf dem

[113]) H. Bouchot: «Le luxe français» p. 12.
[114]) Ib. p. 14.

Ruhm und der Lebensweise der Alten, in einer übersteigerten, wenig motivierten Eitelkeit ihr Genüge fand.

In dieses Milieu führt uns Stendhal in «Le Rouge et le Noir» ein durch die Schilderung des Salonlebens im Hause des Marquis de la Mole in Saint-Germain, das damals der Schauplatz des vornehmsten Pariser Lebens war. Damit will der Schriftsteller uns einen objektiven Einblick in jene Verhältnisse verschaffen, nicht aber, wie man zu glauben geneigt sein könnte, einen beliebigen Salon mit beliebig angesetzten Lebensgewohnheiten, die in den Rahmen des Romans am glücklichsten hineinpassen, herausgreifen. Das Salonleben im Hause des de la Mole ist für die Zeit charakteristisch. Deshalb sagt Stendhal: «Ici encore on rencontre une peinture bien vraie de salons du faubourg Saint-Germain» [115]).

Im Folgenden erscheint es nun empfehlenswert, im Interesse der Klarheit neben der rein sachlichen Untersuchung der Sitten des Stadtadels die grundsätzlichen, wesentlichen Unterscheidungen zwischen dem Provinz- und dem städtischen Adelsleben jeweilig anzuzeigen, weil es sich gleichsam um zwei verschiedene Welten handelt — um Träger des Königtums und der Restauration und um eine beherrschte, dienende Masse — von denen jede in ein und derselben Zeit entsprechend ihrem besonderen Charakter und dem auf ihr lastenden Schicksal ihr bedingtes Sonderleben führt. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend ist vor allem, wenn man die beiden Lager einmal jedes als ganzes gegenüberstellt, als unterscheidendes Merkmal festzustellen, daß von einer Lebensweise der Provinzler schlechthin nur die Rede sein kann, wenn man sie als Summierung der Lebeweisen der einzelnen oder, genauer gefaßt, der einzelnen Familien hinnimmt, die nur einen Zug der Gemeinsamkeit durch die eine, sie alle gleichmäßig beeinflussende Rechtgläubigkeit erhalten, — denn die „Kongregation" hatte ja mit der Taktik des «*divide et impera*» alle Bindungen von Familie zu Familie unmöglich gemacht und nur die Rechtgläubigkeit, in ihrem Sinne freilich, als den für alle gemeinsamen Zentralpunkt bestehen lassen — während uns, von der Lebensweise der Adligen zu sprechen, ohne weiteres als Selbstverständlichkeit einleuchten muß, da für den Stadtadel das Gesellschaftsleben die Grundlage ist, die Voraussetzung, aus der seine bestimmte Lebensweise sich immer nur ergeben kann, denn ohne Gemeinschaftsleben würde der Adel bald ins Volk absinken und aufhören, als selbständige Klasse in seiner Eigenart zu existieren.

Es sind vornehmlich die Salons verschiedener Adligen die Stätten, in denen das Leben der vornehmen Gesellschaft von Saint-

[115]) «Mélanges de litt.» II, p. 366.

Germain, wie Stendhal es in der Schilderung des Salons de la Mole darbieten möchte, sich abspielt.

Das Äußere der vornehmen Salons.

Tagtäglich findet sich im Hôtel de la Mole eine große Gesellschaft von Marquis, Pairs und Grafen zusammen, die in konventioneller Runde ihres Lebens Sinn und Inhalt in plauderhafter Unterhaltung suchen. Das Äußere dieser Stätte, an der die gewohnten „Zusammenkünfte" stattfinden, scheint nach Stendhals Darstellung dem der meisten Salons in der Restaurationszeit im Luxus nicht nachgestanden zu haben. Der Schriftsteller unterläßt es zwar aus prinzipiellen Gründen, eine besondere, eingehende Schilderung dieser Äußerlichkeiten zu geben, aber schon die verschiedentlich eingestreuten Bemerkungen lassen zur Genüge auf eine prunkvolle Ausstattung des Salons schließen. So läßt er seinen „Helden" Julien bei einer Gelegenheit sprechen: «Quelle architecture magnifique» [116]). Ein anderes Mal bemerkt er selbst: «Les salons que ces messieurs (i. e. Pirard et Julien) traversèrent au premier étage, avant d'arriver au cabinet du marquis, vous eussent semblé, ô mon lecteur, aussi tristes que magnifiques» [117]), oder «Un peu troublé de l'extrême magnificence du salon, Julien n'entendit pas ce que disait M. de la Mole» [118]). Eine eingehendere, aber immer noch unvollkommene Schilderung dieser Dinge gibt er uns in der Darstellung des «salon si noblement décoré, mais si sombre, de l'hôtel de Malivert» [119]) in «Armance». Von diesem Salon sagt Stendhal: «Une tenture de velours vert, surchargée d'ornements dorés, semblait faite exprès pour absorber toute la lumière que pouvaient fournir deux immenses croisées garnies de glaces au lieu de vitres. Ces croisées donnaient sur un jardin solitaire divisé en compartiments bizarres par des bordures de buis. Une rangée de tilleuls taillés régulièrement trois fois par an, en garnissait le fond . . . .» [120]). Die Gründe, die unseren Schriftsteller leiten, sich statt der Beschreibung der äußeren Aufmachung der Salons mit einigen spärlichen Hinweisen zu begnügen, beruhen auf seiner Antipathie gegen die Walter Scott-Manie seiner Zeit. Diese bewußte Stellungnahme erhellt eindeutig aus folgenden Worten, die er an Salvagnoli schreibt: «Le génie de Walter Scott avait mis le moyen-âge à la mode; on était sûr du succès en employant deux pages à décrire la vue que l'on avait de la fenêtre de la chambre où était le héros; deux autres pages à décrire son

116) «R. et N.» t. II, p. 19.
117) Ib. t. II, p. 22.
118) Ib. t. II, p. 28.
119) «Armance» p. 11.
120) Ib. p. 11.

habillement, et encore deux pages à représenter la forme du fauteuil sur lequel il était posé. M. de Stendhal, ennuyé de tout ce moyen-âge, de l'ogive et de l'habillement du XV^e^ siècle, osa raconter une aventure qui eut lieu en 1830 . . . .» [121]). Ebenso nachdrücklich tritt jener Standpunkt an einer Stelle in «Souvenirs d'égotisme» zutage, wo er sagt: «J'ai oublié de peindre ce salon (i. e. le salon de Lafayette). Sir Walter Scott et ses imitateurs eussent commencé par là, mais moi, j'abhorre la description matérielle» [122]).

Um so größere Sorgfalt widmet Stendhal der Analyse der geistigen Struktur und der Lebensweise der adligen Gesellschaft, die im Salon verkehrt. Dabei läßt er es nicht mit vagen Andeutungen und Hinweisen bewenden, sondern läßt alle seine Personen gleichsam als lebendige Wesen vor uns erstehen und uns so einen Einblick in ihr Denken und Handeln gewinnen.

Die Sitten der adligen Gesellschaft.

Oben wurde schon darauf hingewiesen, daß der Adel, um den Mangel eigener Qualitäten und eigener Ruhmestaten zu ignorieren, als Ersatz den Ruhm der glorreichen Zeiten seiner Vorfahren gleichsam als eigenes Verdienst für sich in Anspruch nahm und daher in unberechtigter Eitelkeit seine vorrevolutionäre Lebensweise weiterzuführen gedachte. Dieses Bestreben wirkt sich naturgemäß in seiner Eigenart am stärksten da aus, wo es sich darum handelt, die Wichtigkeit der adligen Gesellschaft als besonders privilegierten Stand nach außen hin, oder der einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaft untereinander, hervorzukehren. Es soll daher im folgenden unsere erste Aufgabe sein, die besonderen Merkmale der Lebensweise dieses Standes aufzuzeigen, soweit sie darauf gerichtet sind, sein soziales Ansehen zu erhalten und zu erhöhen.

a) Das Streben des Adels nach sozialer Vormachtstellung.

Wie im 17. und 18. Jahrhundert ist der hohe Adel bestrebt, in ständischer Abgeschlossenheit als privilegierte Klasse sein vornehmes Eigendasein zu führen und mit dem niederen, nichtadligen Volke keine anderen Beziehungen zu pflegen als die des Herrschers zu den Beherrschten. Mit Hochmut und übersteigertem Selbstbewußtsein sieht man daher auf alles herab, was zur „breiten Masse" zählt. «Ces nobles personnages», sagt Stendhal, «ne dis-

[121]) «Mélanges de litt.» II, p. 349.
[122]) «Souv. d'égot.» p. 57.

simulaient pas le mépris sincère pour tout ce qui n'était pas issu de gens montant dans les carrosses du roi» [123]). Nur aus einer solchen sozialen Einstellung ist es daher zu verstehen, daß die Marquise de la Mole, die eines Tages in ihrem Hôtel ein großes Diner gibt, die Anwesenheit des vertrauten Privatsekretärs Julien Sorel als einen Verstoß gegen die höfische Würde ansieht. «Madame de la Mole proposa à son mari de l'envoyer en mission les jours où l'on avait à dîner certains personnages» [124]).

Dem reichen liberalen Gedankengut, das Revolution und napoleonische Zeit dem Volke gebracht hatte, begegnet man in den adligen Kreisen mit größter Abneigung. Die Höflinge wissen genau, daß das Eindringen dieser Ideen in ihre Kreise der Entartung ihrer ständischen Sonderstellung den geeignetsten Vorschub geben würde. Darum ziehen sie sich in ihr eigenes Reich der Geistigkeit zurück. Ebenso wie ihre Väter im 18. Jahrhundert über d'Alembert, Rousseau, Beaumarchais und andere Dichter und Denker, die dem Volke in seinem geistigen Werden Anreger und Lenker waren, so glauben auch sie sich über die Gefahr dieser Geister mit der verächtlichen Abweisung hinwegsetzen zu können: «Cela veut raisonner de tout, et n'a pas mille écus de rente!» [125]).

Die gegenwärtige Bildung des Volkes achten die Adligen nur als eine vorübergehende Krankheitserscheinung, die, griffe sie in ihren Stand über, ihren sozialen Verfall zur Folge haben müßte. Gleichsam wie ein weissagendes Orakel verkündet der Conte Mosca in der «Chartreuse de Parme» die Maßnahmen, die den Adel gegen diese drohende „Krankheit" schützen sollten: «La première qualité chez un jeune homme aujourd'hui, c'est à dire pendant cinquante ans peut-être, tant que nous aurons peur et que la religion ne sera pas rétablie, c'est de n'être pas susceptible d'enthousiasme et de n'avoir pas d'esprit» [126]). Völlige Ignorierung der zeitgenössischen Ideen ist also für diese spießerischen Konservativen, die von ihrer alten Eigenart nichts preisgeben möchten, der vermeintliche Schlüssel zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit. Von hier aus wird es verständlich, wenn Stendhal in «Armance» von dem Marquis de Malivert sagt: «Le marquis voyait avec une sorte d'horreur un jeune gentilhomme se passionner pour les livres» [127]).

Wenn der Adelsstand so bewußt von dem zeitlichen Gedankengut der Masse abrückte, was blieb ihm dann noch an e i g e n e r, lebendiger Geistigkeit, mit der er die hohe Würde seines Standes repräsentieren konnte? Er konnte nur die Bildung

123) «R. et N.» t. II, p. 45.
124) Ib. t. II, p. 41.
125) Ib. t. II, p. 57.
126) «Chartr. de P.» p. 126.
127) «Armance» p. 12.

einer längst Vergangenheit gewordenen Epoche für sich in Anspruch nehmen und weiterpflegen, einer Zeit, da prunkliebende Könige ihm eigene Rechte und eigene Lebensbedingungen ermöglicht hatten.

Auf äußerst schwachem Fundamente mußte nunmehr die soziale Vormachtstellung sich geistig halten, da in der Gegenwart die alten gesellschaftlichen Voraussetzungen jäh abgeschnitten waren und die dem adligen Stande gemäße Bildung mit der Zeit keinen Schritt mehr gehalten hatte. Wenn daher auch nach außen hin die Lebensweise des Adels den Glanz des prunkliebenden, genußfrohen 17. Jahrhunderts zeigte, im Innern fehlte es seinem Gebaren an Geist und Energie. Sein Lebenston war lediglich auf Schein und Konvenienz abgestimmt, um so vor dem niederen Volke noch den Anschein des alten privilegierten Standes zu erwecken. Naturgemäß mußte diesem unersättlichen, ausschließlichen Streben nach Rang und Ansehen, das in dem aufstrebenden Geist des Volkes seinen stärksten Opponenten hatte, ein bestimmter, eigenartiger Bereich der Geistigkeit im intimen Salonleben entsprechen.

Die «Charte de salon» [128]), die es verbietet, auch nur Anspielungen auf Zeitfragen zu machen, hat das Gebiet der Geistigkeit, das in diesen Kreisen seine Pflege finden soll, genau bestimmt und abgegrenzt. Stendhal sagt: «Les jeunes gens qui venaient rendre des devoirs, ayant peur de parler de quelque chose qui fît soupçonner une pensée, ou de trahir quelque lecture prohibée, se taisaient après quelques mots bien élégants sur Rossini et le temps qu'il faisait» [129]). In «Armance» berichtet er darüber: «Que ces conversations sont insipides. Toujours la chasse, la beauté de la campagne, la musique de Rossini, les arts! et encore ils mentent en s'y intéressant» [130]). Am treffendsten zeichnet er den Inhalt und den Charakter der üblichen Konversationen in folgenden kritischen Worten: «Pourvu qu'on ne plaisantât ni de Dieu, ni des prêtres, ni du roi, ni des gens en place, ni des aristocrates protégés par la cour, ni de tout ce qui est établi: pourvu qu'on ne dît du bien ni de Béranger, ni des journaux de l'opposition, ni de Voltaire, ni de Rousseau, ni de tout ce qui se permet un peu de franc-parler: pourvu surtout qu'on ne parlât jamais politique, on pouvait librement raisonner de tout» [131]). Schon Beaumarchais fällte im 18. Jahrhundert über den Geist der damaligen höfischen Gesellschaft ein ähnliches Urteil, ein Zeichen, daß bis zu Stendhals Zeit sich in dieser Beziehung nichts geändert hat. Er sagt in «Mariage de Figaro»: «Pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité,

[128]) «R. et N.» t. II, p. 43.
[129]) Ib. t. II, p. 44.
[130]) «Armance» p. 141.
[131]) «R. et N.» t. II, p. 43.

ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'Opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement, sous l'inspection de deux ou trois censeurs»[132]). Wenn in der Vorrevolutionszeit der Adel infolge der damaligen günstigen politischen Gegebenheiten sich mit einer natürlichen Selbstsicherheit in einer solchen, bewußt vorgeschriebenen geistigen Abgrenzung gefallen mochte, so mußte dieser Geist unter der Restauration, wo alle Voraussetzungen für das Alte fehlten, seiner „Lebendigkeit" entbehren; er mußte schematisch werden und sich einzig und allein in höflichen Phrasen und «Bonmots» erschöpfen.

Wie der Adel die geistige Bildung des *ancien régime* dem Schema nach getreu übernahm und weiterpflegte, ebenso übernahm er die besondere Vorliebe für heldische Taten und Auszeichnungen als einen besonderen Prunk seines Standes. Marquis, Pairs, Grafen, Barone und alle anderen Mitglieder des Adels, die im Hôtel de la Mole ein- und ausgehen, haben die Brust mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt. Ihre Väter im 17. und 18. Jahrhundert hatten sich solche Auszeichnungen noch durch Kriegstaten oder irgendwelche Verdienste zugunsten der Krone erworben und konnten sie wenigstens mit Recht tragen, in dieser Zeit aber wurden weder Kriege geführt noch gab die Politik den Adligen irgendwelche Gelegenheit, Verdienstkreuze zu erringen. Trotzdem aber sind sie stolzer als ihre Vorfahren auf die Orden, die sie nicht verdient haben, und die sie nur tragen, um ihren sozialen Vorrang zu dokumentieren. «Regardez le prince d'Araceli» sagt der freiheitlich gesinnte Graf Altamira, der nur wegen seiner hohen adligen Abkunft im vornehmen Hôtel de la Mole geduldet wird, eines Tages zu Julien, «toutes les cinq minutes, il jette les yeux sur la toison d'or; il ne revient pas du plaisir de voir ce colifichet sur sa poitrine. Il y a cent ans, la toison était un honneur insigne, mais alors elle eût passé bien au-dessus de sa tête. Aujourd'hui, parmi les gens bien nés, il faut être un Araceli pour en être enchanté»[133]). Wie die Adligen in den Besitz der Orden und Kreuze kamen, erfahren wir bei einer Gelegenheit aus dem Munde Mathildens de la Mole: «Une croix, cela se donne; mon frère vient de l'avoir, qu'a-t-il fait? un grade, cela s'obtient. Dix ans de garnison, ou un parent ministre de la guerre, et l'on est chef d'escadron comme Norbert . . . .»[134]).

Nur das Auge des Aestheten konnte sich wohl in dieser Zeit blenden lassen, wenn der hohe Adel, geschmückt mit den höchsten Orden, in schönen Luxuswagen mit funkelnden Gespannen seine

132) Beaumarchais, «Mariage de Figaro», V. 3.
133) «R. et N.» t. II, p. 113.
134) Ib. t. II, p. 103.

tägliche Runde in den Anlagen von Saint-Germain machte; Männer, die die Zeitverhältnisse mit klarerem Blick betrachteten, konnten in dem ganzen Luxus nur einen Anachronismus sehen, für den ein schwacher Anstoß genügte, um ihn für immer dem Bereich der Vergessenheit zu überliefern.

Wie der Adel als gesellschaftliche Klasse mit den oben dargelegten Mitteln seinen sozialen Vorrang überall zu bezeugen suchte, so waren auch die einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaft hinwiederum bestrebt, sich ihrerseits durch besondere Würde vor ihren eigenen Standesgenossen auszuzeichnen.

Maßstab für das Ansehen des einzelnen ist hier in erster Linie eine möglichst hohe Anzahl berühmter adliger Ahnen. Hierin unterscheidet sich die Wertbeurteilung der Adligen wesentlich von der der Provinzler, bei denen das persönliche Ansehen, wie unsere Untersuchung oben gezeigt hat, einzig nach der Größe des Vermögens bemessen wurde. Diesen Unterschied deutet der Abbé Pirard klar an, wenn er belehrend zu Julien Sorel sagt: «Elle (i. e. Md. de la Mole) ne cache pas, elle, qu'avoir eu des ancêtres qui soient allés aux croisades est le seul avantage qu'elle estime. L'argent ne vient que longtemps après: cela vous étonne? Nous ne sommes plus en province, mon ami» [135]).

Die Vorfahren von M. und Mme de la Mole nehmen in der Geschichte des Adels durch berühmte Waffentaten in den Kreuzzügen eine ganz besondere Stellung ein, deren sich der Marquis und die Marquise mit Stolz bewußt sind. Ihr Gefühl der Überlegenheit über ihre übrigen Standesgenossen weiß Stendhal an mehreren Stellen treffend hervorzukehren. Bei einer Gelegenheit sagt er z. B.: «Le marquis était parfait pour sa femme: il veillait à ce que son salon fût suffisamment garni: non pas de pairs, il trouvait ses nouveaux collègues pas assez nobles pour venir chez lui comme amis, pas assez amusants pour y être admis comme subalternes» [136]). Was die Abkunft vielen anderen, die im Salon verkehren, versagt hat, das suchen sie durch besondere Feinheit im Benehmen wieder wettzumachen. Einer sucht sich vor dem anderen durch den Gebrauch schönster Redewendungen und durch exquisite Höflichkeit, wie die Konvention sie erfordert, hervorzutun. «Tous ont des manières charmantes, mais chez tous il y a disette d'idées et encore plus de sentiments» [137]). In «Lucien Leuwen» sagt der Schriftsteller einmal von den gezierten Reden der Salongäste: «Ces discours élégants sont comme un oranger qui croîtrait au milieu de la forêt de Compiègne: ils sont jolis, mais

[135]) «R. et N.» t. II, p. 15.
[136]) Ib. t. II, p. 43.
[137]) «Mélanges de litt.» II, p. 367.

ne semblent pas de notre siècle» [138]). Ansehen und Ehre kann eben in diesen Kreisen nur derjenige genießen, der sein ganzes Handeln und den Inhalt und die Form seiner Rede auf das Schema des adligen Ehrbegriffes abstimmt; wer sich dieser Notwendigkeit nicht bewußt ist, erscheint als Fremdling unter seinesgleichen. Sehr charakteristisch bringt Stendhal das nach Ansehen heischende Benehmen der jungen Höflinge im Hôtel de la Mole in der kritischen Begutachtung zum Ausdruck: «Ces jeunes gens parfaitement généreux se croiraient perdus s'ils n'étaient pas tous la copie exacte les uns des autres» [139]). Sie befürchten beständig, sich durch irgendeine Handlungsweise bei ihren Standesgenossen lächerlich zu machen. Immer schwebt ihnen die bange Frage auf den Lippen, was die übrigen Standesgenossen wohl darüber sagen werden.

Der gute Ton erfordert es, daß jeder Höfling, wenn er geachtet sein will, seinen persönlichen Mut wenigstens einmal im Duell unter Beweis gestellt hat. Der junge Krieger Lucien Leuwen sagt bei einer Gelegenheit: «Pour qu'au moins, en cas de démission, on ait quelque action de moi à citer à Paris, il faut que je me batte. Cela est d'usage en entrant dans un régiment; du moins on le croit dans les salons, à Paris» [140]). Während aber im 18. Jahrhundert der Zweikampf noch aus Leidenschaft und Ehrsucht gepflogen wurde, ist er unter der Restauration für den energielosen Adel lediglich eine formelle Modeangelegenheit, die jeder Leidenschaftlichkeit entbehrt. Die junge Mathilde de la Mole, die in ihrem Milieu eigentlich eine «déplacée» ist und wohl eine geistige Schwester Stendhals sein könnte, klärt uns über den wahren Charakter dieser Kämpfe auf: «Le duel n'est plus qu'une cérémonie. Tout en est su d'avance, même ce que l'on doit dire en tombant. Étendu sur le gazon, et la main sur le cœur, il faut un pardon généreux pour l'adversaire et un mot pour une belle souvent imaginaire, ou bien qui va au bal le jour de votre mort, de peur d'exciter les soupçons» [141]). Von ihr erhalten wir auch eine Erklärung darüber, wie es sich überhaupt in Wirklichkeit mit dem heldischen Mut der Höflinge verhält, für den ihr Äußeres eine so beredte Sprache spricht. «Eh bien!», sagt sie, «la révolution aurait recommencé. Quels rôles joueraient alors Croisenois et mon frère? Il est écrit d'avance: La résignation sublime. Ce seraient des moutons héroïques, se laissant égorger sans mot dire. Leur seule peur en mourant serait encore d'être de mauvais goût» [142]).

---

138) «Lucien Leuwen» t. IV, p. 298.
139) «Mélanges de litt.» II, p. 367.
140) «Lucien Leuwen» t. II, p. 106.
141) «R. et N.» t. II, p. 172.
142) Ib. t. II, p. 149.

Eine ganz besondere Auszeichnung, die für das Ansehen des einzelnen im Salonleben spricht, ist das «cordon bleu». «Cordon bleu» nannte man in mittelalterlicher Zeit die Ritter des «Ordre du Saint-Esprit», die alle vornehmen adligen Familien entstammten. In der Restaurationszeit wurde diese Auszeichnung als ein äußeres Zeichen besonderer Würde an solche Adlige verliehen, die sich im gesellschaftlichen Umgang durch ein vornehmes Benehmen und durch einen guten Ton hervortaten. Im Hôtel de la Mole fanden diese Belehnungen von Zeit zu Zeit von M. und Mme de la Mole statt. Unser Schriftsteller weist an einer Stelle ganz besonders darauf hin: «M. de la Mole et la marquise étaient fort occupés d'une promotion de cordons bleus, qui allait avoir lieu» [143]).

Es ist verständlich, daß die jungen Höflinge in ihrem oben dargelegten schematischen Ehrbegriff eine bewußte Abkehrstellung gegen alle Salongäste einnehmen, die durch eine zu niedrige Abkunft oder zu plumpe, wenig konventionelle Manieren gegen die übliche Etikette offensichtlich verstießen. Im Hôtel de la Mole ist der Jude Thaler die Zielscheibe allgemeinen Spottes. Er hat — darin besteht sein „Vergehen" — zu unbedeutende Ahnen. «Le groupe de mademoiselle de la Mole», bemerkt Stendhal an einer Stelle seines Werkes, «était encore peuplé. Elle était occupée avec ses amis à se moquer du malheureux comte de Thaler» [144]).

So sehr sich die Adligen in ihrer Lebensweise gefallen mögen und so wenig sie es sich auch eingestehen wollen, daß Etikette und Gesellschaftsmoral ihr Benehmen und ihr Handeln auf eine geistlose Schablone bringen und alle Aktionen des einzelnen unnatürlich werden lassen, um so stärker wirkt sich diese geistige Leere auf das Gemütsleben der Höflinge aus. Denn trotz aller schillernden Äußerlichkeiten und feinster Höflichkeitsformen ist der Lebensrhythmus dieser Menschen träge und schleppend, weil es ihrem Leben an geistigem Inhalt fehlt. Es lauert daher im Hintergrunde dauernd eine gähnende Langeweile. Bei verschiedenen Gelegenheiten weist Stendhal auf diese Disharmonie und ihre tiefere Begründung hin. «Malgré le bon ton, la politesse parfaite, l'envie d'être agréable, l'ennui se lisait sur tous les fronts» [145]). «Il n'y a plus de passions véritables au XIX^e^ siècle; c'est pour cela que l'on s'ennuie tant en France» [146]).

143) «R. et N.» t. II, p. 232.
144) Ib. t. II, p. 58.
145) Ib. t. II, p. 43, 44.
146) Ib. t. II, p. 114.

b) Die Auffassung der Liebe und die Stellung der Frau in den Adelskreisen.

Die Liebe spielt in dem Rahmen des höfischen Salonlebens, allerdings in einer eigenartigen Ausprägung, eine bedeutende Rolle. Stendhal bringt ihren Charakter auf die knappe, treffende Formel: «A Paris, l'amour est fils des romans»[147]. Bei der Schilderung des Salonlebens im Hôtel de la Mole legt er uns ihre Eigenarten und die bestimmte Stellung der Frau zum Manne in dieser Gesellschaftsklasse im genaueren dar.

Mme de Rênal, den weiblichen Typus der „höheren" Provinzgesellschaft, lernten wir kennen als eine weiche, schüchterne und anmutige Frau, der eine zweckbestimmte Erziehung die Möglichkeit natürlicher Liebe versperrte, eine Frau, die am öffentlichen Leben keinen Anteil nahm, die lediglich ihren Kindern eine Mutter war und die ein Opfer ihrer Güte wurde. Im Gegensatz zu ihr steht die adlige Frau von Paris in ihrem Milieu im Mittelpunkte des Lebens. Für sie führt Liebe und Ehe nicht zu Unterwerfung und willenlosem Gehorchen, für sie ist nicht Aufopferung und Mutterschaft Lebensziel, sondern ein dauerndes Umschwärmtwerden von geputzten Kavalieren und eine tändelnde Liebelei. Die Dame, die sich nicht immer in Gesellschaft von galanten Liebhabern weiß, fühlt sich zurückgestoßen und in ihrer Eitelkeit gekränkt. «. . . et, aux yeux des femmes de ce rang, la solitude est affreuse: c'est l'emblême de la disgrâce»[148].

Die junge Mathilde de la Mole bildet immer im Salon den Mittelpunkt einer Anzahl vornehm gekleideter Höflinge, die mit vollendeter Manier die gewähltesten «Bonmots» an sie richten. Stendhal bemerkt einmal: «Mademoiselle de la Mole était le centre d'un petit groupe qui se formait presque tous les soirs derrière l'immense bergère de la marquise[149]. Bei anderer Gelegenheit sagt er: «Un tourbillon de jeunes gens à moustaches s'était approché de Mathilde[150]. Wie formell und konventionsbedingt ein solches Umschwärmen ist und auch von den Salondamen hingenommen wird, erhellt aus der Tatsache, daß man darin nie ein ehrliches Liebeswerben sieht, das zu einer späteren Ehe mit einem der „Galanten" führen könnte. Reine, natürliche Liebe lernt die Frau der Pariser Salons ebenso wenig kennen wie die der „höheren" Provinzgesellschaft. Auch sie ist an der Wahl ihres zukünftigen Ehegatten vollkommen unbeteiligt. Die Ehen werden einzig und allein von den Eltern zusammengefügt, für die dabei meist nur eine

147) «R. et N.» t. I, p. 67.
148) Ib. t. II, p. 42.
149) Ib. t. II, p. 47.
150) Ib. t. II, p. 106.

besonders vornehme Abstammung und die Aussicht auf Verbesserung des Vermögens ihrer Kinder bestimmend ist. Eine solche Konvenienzehe ist für die junge Mathilde de la Mole schon längst in Aussicht genommen. «Elle est destinée au marquis de Croisenois, jeune chef d'escadron de la garde royale de Charles X., qui a soixante mille francs de rente et sera duc un jour [151]). Um den Charakter einer so vorbereiteten Konvenienzehe genauer zu umgrenzen, bemerkt der Schriftsteller einmal von einem gewissen Marquis de Rouvray, der vor kurzer Zeit den Lebensbund mit einer Cousine Mathildens eingegangen ist: «Le marquis de Rouvray, fort jeune aussi, avait tout l'amour niais qui prend un homme qui, faisant un mariage de convenance uniquement arrangé par les notaires, trouve une personne parfaitement belle» [152]).

c.) Die Stellungnahme des Adels zu den Fragen der Politik.

Oben wurde schon darauf hingewiesen, daß politische Gespräche im gewöhnlichen, alltäglichen Salonleben verpönt sind. Immer aber kann sich der Adel in seiner gegenwärtigen, politisch bedenklichen Lage, die er sich so ungern eingestehen möchte, der Notwendigkeit nicht entziehen, auch diesen Fragen allen Ernstes nachzugehen. «La politique dirigeante qui fait l'entretien des maisons bourgeoises n'est abordée dans celles de la classe du marquis, que dans les instants de détresse» [153]). Bei den Gelegenheiten finden sich die einflußreichsten Höflinge zu mitternächtlicher Stunde in einem geheimen Salon zu gemeinsamen Beratungen zusammen. Ihre Stellungnahme zu den Ereignissen der Politik, die sich dort kundtut, glaubte nun Stendhal zur Vervollständigung seiner Schilderungen nicht unbeachtet lassen zu dürfen. Er sagt selbst von seinem Werk: «Si vos personnages ne parlent pas politique, ce ne sont plus des Français de 1830, et votre livre n'est plus un miroir, comme vous en avez la prétention» [154]).

Vertreter von Adel und Geistlichkeit finden wir um die Mitternacht in einem gut abgeschlossenen, wenig prunkvollen Raume beisammen. In ihrem Äußeren und in ihren Reden ist fast nichts mehr von „Gesellschaft" und Konvenienz zu spüren; es handelt sich hier um wichtigste Existenzfragen, die mit nüchterner Sachlichkeit behandelt werden wollen.

Um für die höfische Gesellschaft die Stellung, die sie im 17. und 18. Jahrhundert innegehabt hatte, zurückzuerobern, ist —

[151]) «Mélanges de litt.» p. 366.
[152]) «R. et N.» t. II, p. 101.
[153]) Ib. t. II, p. 43.
[154]) Ib. t. II, p. 258.

darüber sind alle Sprecher gleicher Meinung -- eine zuverlässige bewaffnete Macht nötig, die auf Tod und Verderben für die Autorität steht und dem Liberalismus ewige Fehde schwört. Dabei ist die Hoffnung der meisten auf England und Deutschland gerichtet, die dem französischen Adel schon einmal in einem Zeitpunkt wichtiger geschichtlicher Entscheidungen beigestanden haben. Allein M. de la Mole vertraut zuversichtlich auf die Kräfte im eigenen Lande. «Agissez par vous-mêmes», ruft er seinen Standesgenossen zu, «et la noble France reparaîtra telle à peu près que nos aïeux l'avaient faite et que nos regards l'ont encore vue avant la mort de Louis XVI.» [155]). In seinem feurigen Idealismus kann er sich selbst bitterster Vorwürfe nicht enthalten: «Voulez-vous continuer à parler sans agir? Dans cinquante ans il n'y aura plus en Europe que des présidents de république, et pas un roi. Et avec ces trois lettres R. O. I. s'en vont les prêtres et les gentilshommes» [156]). In dem Zusammenhang führt Stendhal dann noch die Meinung eines Vertreters der hohen Geistlichkeit an, die nach seiner Ansicht in dieser wichtigen Angelegenheit zum Adel eine gewisse konträre Stellung einnimmt. «Impossibilité de former un parti armé en France sans le clergé» [157]) betont der Sprecher und weist mit bestimmter Geste nach Rom, von wo einzig das Heil ihres Standes zu erwarten sei.

Es wäre nun ebenso verfehlt wie unangebracht, wollte man der Schilderung dieser Geheimberatung irgendeine politische Richtigkeit unterschieben. «Les vues historiques et politiques de Stendhal manquent parfois de netteté» [158]). In «Le Rouge et le Noir» kam es unserem Schriftsteller durchaus nicht darauf an, politische Ereignisse oder Meinungen an die Nachwelt weiterzuleiten. Er wollte vielmehr durch die oben dargelegte politische Diskussion lediglich darauf hinweisen, — und das ist für uns hier das Wesentliche — mit welcher Sachlichkeit der sonst so ideen- und energielose Adel in Augenblicken drohender politischer Gefahr seine eigensten, wichtigsten Interessen hervorzukehren wußte, wenn ihm auch zu wirksamer Tat die Kraft fehlt.

Zusammenfassend läßt sich über die Lebensweise der adligen Gesellschaft von Paris sagen, daß die *vanité* der tiefere Grund für ihre bestimmte geistige Struktur und damit ihrer Lebenseinstellung ist. Da diese nun aber in der gegenwärtigen Schlaffheit des Adels einen schlechten Genossen fand, um sich frei zu entfalten, suchte sie ihre Berechtigung auf die Verdienste ruhmreicher

155) «R. et N.» t. II, p. 263.
156) Ib. t. II, p. 266.
157) Ib. t. II, p. 270.
158) Jules Marsan: Notes et éclaircissements de «Le R. et le N.» t. II, p. 601.

Vorfahren zu gründen. Die Tradition allein aber konnte, und mochte sie noch so gleißend einherkommen, dem Adel auf die Dauer keinen Platz in der bewegten Gegenwart sichern. So mußte er denn, in seiner Lebensweise ein alberner Anachronismus, durch seine eitle Selbstüberhebung bewußt über die gefährliche Tatsache hinwegsehen, wie ein kraftvolleres Geschlecht mit aller Konsequenz heimlich über seinen Stand zu Gerichte ging. Und nur selten fand er den Mut zu einer energischen Stellungnahme, aber auch in diesen seltenen Fällen fehlte seinen Worten die konsequente Tat.

C.) SCHLUSSTEIL.

Stendhal und sein Roman «Le Rouge et le Noir».

1) Die Beurteilung um 1830.

Nachdem wir nun Stendhals Meinung über die Sitten seiner Zeit, insbesondere nach seinem Roman «Le Rouge et le Noir», dargelegt haben, sei zum Schluß erörtert, welche Würdigung dem Schriftsteller und seinem Werke um 1830 und in der nachfolgenden Zeit zuteil wurde.

Oppeln-Bronikowski sagt in einer kritischen Erörterung über «Le Rouge et le Noir»: „Dieses Buch verfehlte seine Wirkung notwendig, zumal der Volkssturm der Julirevolution die von ihm gegeißelten Mißstände bereits fortgefegt hatte und nun erst recht die Politik alles verschlang. Aber wenigstens hatte Beyle sich damit die düsterste Verstimmung seines Lebens von der Seele geschrieben, indem er den ‚unglücklichen Menschen im Kampf mit der ganzen Gesellschaft' schildert" [1]. Und tatsächlich war Stendhals Werk zu spät erschienen, um an der neuen Fügung der Dinge entscheidenden Anteil zu haben; seine Wirkung schien also verfehlt. Andere, literarisch weniger bedeutende Naturen, unter denen Béranger durch seine Lieder und Paul Louis Courier durch seine Flugschriften vor allem hervorragten, hatten den Umsturz schon Jahre vor ihm geistig vorbereitet. Georg Brandes sagt: „Wodurch Courier seine Wirkung erzielte, das waren Flugschriften von etlichen Blättern, höchstens einem Bogen, in welchen er mit großer satirischer Kunst, mit scheinbar naiver Derbheit, eine durch mehrere Jahre fortgesetzte Agitation gegen

[1] Oppeln-Bronikowski: „H. Beyle; Ein Kämpfer gegen seine Zeit". S. 123.

das Regierungssystem des legitimen Königtums unterhielt“ [2]). Wenn nun die Zeitgenossen um 1830 zunächst in «Le Rouge et le Noir» nichts weiter als eine zu spät erschienene revolutionierende Tendenzschrift nach der Art der Satiren Couriers vermuteten und ihm keine Beachtung schenkten, so lag das vor allem daran, daß bewegte geistige und politische Kämpfe ihnen die Sicht für die eigentliche Größe Stendhals und damit die Möglichkeit für das tiefere Verständnis seines Werkes versperrten.

In der Literatur führte damals eine lärmende Jugend mit wenig treffenden Argumenten den Kampf gegen das alte klassische Ideal. Dabei verlor sie sich, wie Victor Klemperer [3]) sagt, „ins Vage“ und konnte naturgemäß zu unserem Schriftsteller, dessen Werk von so großer Willenskraft und so konsequenter Klarheit zeugte, kein näheres Verhältnis gewinnen. Stendhals wesentliche Abweichung von der Geistesrichtung dieses jungen Geschlechtes ist nicht zuletzt dadurch bestimmt, daß er eine so eigenartige Stellung im französischen Kulturkreise einnimmt. Er steht zeitlich und seiner ganzen Geistesbildung nach als Mensch einer reichen Übergangszeit zwischen zwei Epochen. „Diese historische Stellung, deren er sich selbst in keiner Weise bewußt war, gibt seinen tiefsten Äußerungen ein besonderes Gepräge und machte es seinen Zeitgenossen schwer, in sein wahres Wesen einzudringen“ [4]). Wenn nun also die Zeitgenossen infolge der Bewegtheit der Zeit zum tieferen Verständnis dieser „verspäteten Tendenzschrift“ nicht vordringen konnten, wie stellte sich dann die Nachwelt zu dem Werke?

2) Die Beurteilung in späterer Zeit.

Der oberflächlichen Meinung, der Schriftsteller habe lediglich durch eine satirische Schrift mit den Zuständen seiner Zeit abrechnen und zu einer neuen Ordnung der Dinge beitragen wollen, mußte bald die geistige Größe Stendhals, der zuversichtlich hoffte, um 1880 einige Anerkennung zu finden, den Boden entziehen. In der Einleitung unserer Arbeit wurde schon bemerkt, daß es Stendhals Absicht war, eine objektive Darstellung der Sitten seiner Zeit zu geben. Als Sittenschilderung aber sollte sein Werk den Wert des Unvergänglichen in sich tragen, es sollte ein immer gültiges Dokument für seine Zeit sein, das gerade die Nachwelt würdigen und nützen mußte. Den bestimmten Charakter, den der Schriftsteller seinem Roman hiermit auf den Weg

[2]) G. Brandes: „Die Reaktion in Frankreich“. S. 331.
[3]) V. Klemperer: „Die fr. Lit. von Napoleon bis zur Gegenwart“. 1. T. Die Romantik. S. 264.
[4]) W. Weigand: „Stendhal und Balzac“; 2 essais, S. 185.

gab hat Paul Bourget bei einer allgemeinen Klassifizierung der französischen Romane am klarsten umgrenzt. Er sagt: «On aperçoit qu'à la distance des années, les romans, célèbres un moment, se distribuent en trois classes. Premier groupe: ceux qui n'existent plus que comme des curiosités de bibliothèque; c'est le cas de la Clélie. Second groupe: ceux qui offrent un intérêt plus particulier de documents. Ainsi Lélia et Indiana, bien significatifs quand on veut comprendre les façons de sentir et de penser des romantiques. Troisième groupe: les quelques romans qui gardent toute leur actualité à travers les générations, une actualité agissante. Ceux de Mme de Lafayette, de l'abbé Prévost, de Voltaire, de Balzac sont du nombre. Du nombre le Don Quichotte de Cervantès, le Robinson de Daniel de Foë, l'Adolphe de Benjamin Constant. A ce groupe paraît se rattacher le Rouge et le Noir de Stendhal . . .» [5]). Die wahre Absicht des Schriftstellers mußte sich also bei seinen späteren Lesern und Kritikern durchsetzen, wenn auch die Jugend um 1830 sein Werk als unverstanden ablehnte.

Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts fanden sich vereinzelte namhafte Literarhistoriker, die sich von Stendhals Geist angezogen fühlten und der wahren Bedeutung seines Werkes mit gehöriger Kritik nachspürten. Von ihnen sind besonders Sainte-Beuve und Taine zu nennen. Als dann in neuerer Zeit Stendhals Werke durch das große Verdienst des Polen Stryenski der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht wurden und verschiedene Neuauflagen erlebten, wurden die Stimmen über unseren Schriftsteller immer häufiger und vernehmlicher. Es waren vor allem Lanson, Chuquet, Rod, Mélia, Marsan, Valéry, Martineau, Jourda und namhafte andere. Die meisten von ihnen schätzten «Le Rouge et le Noir» in erster Linie als das Werk eines großen Psychologen. Mit Recht aber betont der Deutsche Wilhelm Weigand: «Le Rouge et le Noir ist nicht nur das Werk eines Psychologen, den Taine, der das Werk vierundachtzigmal las, als den größten Psychologen der Weltliteratur betrachtete, sondern auch ein unvergleichlicher Spiegel der Zeit, in der es entstand" [6]). Damit rückt die Problemstellung in den Vordergrund, der wir hier nun unsere Beachtung widmen müssen: „Ist Le Rouge et le Noir in Wahrheit ein Dokument für Stendhals Zeit, wie der Schriftsteller es zu geben beabsichtigt hatte"?

Von den französischen Kritikern, die eine Beantwortung dieser Fragestellung angestrebt haben, seien hier Sainte-Beuve und, in neuerer Zeit, Edouard Rod genannt.

[5]) P. Bourget: Préf. de «R. et N.» p. II/III.
[6]) W. Weigand: „St. u. Balz.": 2 essais S. 165.

Sainte-Beuve, der unserem Schriftsteller gegenüber nichts weniger als gerecht war, bemängelt an seinem Werk: «Beyle abusera souvent d'une observation vraie en la poussant trop loin et en voulant la retrouver partout» [7]). Edouard Rod spricht Stendhal das unbedingte Streben nach objektiver Beobachtung ebenfalls nicht ab, kommt jedoch bei der eingehenden Würdigung seines Romans zu folgender Schlußfolgerung: «Stendhal ne comprenait pas son époque» [8]). Seine genaueren, ergänzenden Erklärungen dazu lauten: «Il ne serait point difficile de soutenir que l'auteur s'est trompé sur sa propre époque; que beaucoup de jeunes gens pauvres ont fait leur chemin sous la Restauration sans s'astreindre aux hypocrisies de son héros; qu'il s'est exagéré comme à plaisir l'influence des Jésuites et des congrégations, la mauvaise foi du gouvernement de Charles X., l'importance de la soutane, la nécessité d'être sournois» [9]).

Wenn Edouard Rod behauptet, Stendhal habe sein Zeitalter nicht verstanden, so scheint dieses Urteil, vielleicht vom Autor unbewußt, doch etwas zu extrem. Im übrigen verneinen, wie die weiteren Erklärungen zeigen, die Einwürfe Rods ebenso wie die Sainte-Beuves nicht grundsätzlich die Ursachen, die Stendhal für die bestimmte geistige Struktur seiner Zeitgenossen maßgeblich macht, sondern sie richten sich lediglich gegen die subjektive Schwäche des Schriftstellers, diese Momente überall wirksam zu sehen, die dem unharmonischen Charakter trotz seines Strebens nach Objektivität oft den klaren Blick versperrte. Es muß aber zunächst als großes Verdienst Stendhals hervorgehoben werden, daß er in dem Chaos des geistigen und politischen Ringens als Zeitgenosse die entscheidenden Zeiteinflüsse klar erkannt und in einem Roman festgehalten hat. Schon dadurch gewinnt sein Werk einen dokumentarischen Charakter. Verschiedene Zeugnisse namhafter Historiker, die die Zeit der französischen Restauration behandeln, sprechen für die Richtigkeit seiner Erkenntnisse. Über jene geheime religiös-politische Sekte, die nach Stendhals Darlegung die Lebensweise der Provinzler gleichsam vorschrieb, sagt Edouard Charton: «La Congrégation, société politique autant que religieuse, composée de plus de quarante mille affiliés ou initiés, avait son centre à Paris et une organisation complète presque dans toutes les villes; elle pénétrait dans les familles et s'imposait à l'administration. En province, elle expédiait des missionaires qui prêchaient le royalisme en même temps que la religion, faisant

7) Sainte-Beuve: «Causeries du lundi» t. IX, p. 249.
8) E. Rod: „Stendhal" p. 113.
9) Ib. p. 113.

faire des communions générales et surveillaient l'administration» [10]). Georges Goyau sagt von ihr in seiner «Histoire religieuse»: «L'influence mondaine et politique dont disposaient individuellement certains membres de la Congrégation, induisait à croire que ce groupement exerçait sur la vie publique une dictature occulte» [11]). Und Honegger bemerkt in seiner Kulturgeschichte über die gewaltige, geheime Herrschaft des «parti prêtre»: „Der Kampf der Priesterpartei nimmt bald eine sinnlose Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit an, welche schon 1827 die vernünftigen Anhänger der Bourbonen mit Furcht und Schrecken für die Zukunft von Reich und Thron erfüllt" [12]).

An anderer Stelle wurde darauf hingewiesen, daß die Gefahr, zu übertreiben oder zu verallgemeinern, in Stendhals Charakter, den ungünstige Jugendeindrücke vorwiegend bestimmt hatten, begründet liege. Wenn nun Saint-Beuve und Edouard Rod in der Kritik des «Le Rouge et le Noir» übereinstimmend solche Schwächen, die durch die persönlichen Anlagen des Schriftstellers bedingt sind, hervorkehren, so verdienen diese berechtigten Einwände eine eingehende Beachtung.

Stendhal sieht seine Zeit nicht mit den forschenden Augen eines Historikers, er ist immer der Einzelgänger, dem seine zwiespältigen Charakteranlagen eine eigenartige Ästhetik gleichsam zum Leitgedanken seiner Beobachtungen gemacht haben. Seinem ästhetischen Empfinden entspricht alles, was auf seine eigenen Anlagen baut, d. h. originell ist, ihm mißfällt alles, was sich der gesellschaftlichen Konvention oder dem Belieben eines anderen willenlos fügt oder auch nur den Anschein dieser Schwäche erweckt. Sehr drastisch bringt er das selbst einmal in «Racine et Shakespeare» zum Ausdruck, wo er sagt: «Mieux vaut un sauvage à grandes qualités, qui commet des crimes, qu'un esclave incapable de toute vertu» [13]). Eine solche sensible Ästhetik war bei ihm in der Tat sehr oft der Anlaß zu einer zu strengen oder zu allgemein gehaltenen Beurteilung der Handlungsweise seiner Zeitgenossen. So kam es, daß er nicht selten schon dort eine individuelle Schwäche oder eine willenlose Unterordnung vermutete, wo seine Mitmenschen eine indifferente Stellung einnahmen. Er gefiel sich eben darin, alles unter dem Einfluß der ungünstigen, wenig natürlichen Einflüsse zu sehen, die, wie die Aussagen der Historiker bestätigen, tatsächlich dem Geist der Zeit sein wesentliches Gepräge verliehen. Daraus wird es verständlich, wenn er z. B. in seinen Schilderungen dem energischen Widerstand ver-

[10]) E. Charton: «Hist. de France» t. II, p. 566/67.
[11]) G. Goyau: «Hist. relig.» p. 561.
[12]) Honegger: „Kulturgeschichte"; Die Restauration, S. 263.
[13]) «Racine et Shakespeare» t. II, p. 38.

einzelter Provinzgemeinden gegen die absolute Herrschaft der Priester keine Erwähnung tut, worüber Georges Goyau in der «Histoire religieuse» schreibt: «Des caricatures représentaient les missionaires comme prenant pour autel un bûcher; des affiches, pour dépeupler leur auditoire, annonçaient le Tartuffe ou quelque tragédie jouée par Talma: des explosions de poudre fulminante, parfois, en pleine église, saccageaient leurs effets oratoires» [14]). Derlei Reaktionen, durch die das Volk seine Selbständigkeit und seinen unbedingten Willen gegenüber den herrschenden Einflüssen zu behaupten suchte, waren seltene Einzelfälle und rückten nicht in das Blickfeld des Ästheten Stendhal, besonders weil er es liebte, das Negative zu verallgemeinern. Das wenige Originelle, das der Schriftsteller in seiner Zeit noch vorhanden wähnte, suchte er aber wenigstens dadurch anzudeuten, daß er einige „Ausnahmemenschen" in seinem Roman auftreten ließ, die stur ihren „eigenen Weg" gingen. Da lebt der junge Holzhändler Fouqué, fern von allen politischen Kämpfen und dem Hasten des Alltags, als freier, selbstbestimmender Mann in den stillen Bergen. Der greise Abbé Chélan folgt trotz „Kongregation" nach wie vor seinen alten, für wahr erachteten katholischen Grundsätzen; ebenso der fromme Abbé Castanède im Priesterseminar zu Besançon. Im Salon de la Mole ist es der Graf Altamira, der die persönlichen Qualitäten höher schätzt als die zwingende Macht einer geistlosen Konvention. Als Frauentyp bildet in diesem Milieu Mathilde de la Mole einen „Ausnahmefall", deren Männerideal der Willensstarke ist, „der sein Leben in die Schanze schlagen kann, nicht die jungen hübschen Hofleute und Gecken, von denen einer wie der andere ist, ob sie nun kleine Duelle ausfechten oder, als galante Schönredner, ihre Hohlköpfigkeit zur Schau tragen" [15]).

Wenn nun Stendhal seinen Zeitgenossen die Behauptung ihrer Selbständigkeit im allgemeinen abspricht und sie nur für einige Einzelfälle vage andeutet, den wesentlichen Zeiterscheinungen aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner empfindsamen Ästhetik nachspürt, so läßt sich zusammenfassend über den positiven Gehalt seines Werkes wohl folgendes aussagen: Der geschulte Stendhalkenner — nur für eine kleine, auserlesene Schar hat der Schriftsteller bewußt geschrieben — wird, wenn er sich der eigentümlichen Anlagen und der Ästhetik Stendhals bewußt ist, in seinem Werke ohne Mühe die Schwächen, die sein Charakter notwendig bedingt hat, feststellen und daher auch leicht absondern können, und er wird so eine Sicht bekommen für das objektive Schauen, das der Schriftsteller prinzipiell anstrebte. Dann wird ihm einleuchten, daß Stendhal im Herzen seiner Nation

[14]) G. Goyau: «Hist. relig.» p. 560.
[15]) W. Weigand: «St. u. Balz.» 2 essais, S. 175.

gelesen hat. «Le Rouge et le Noir» wird ihm einen Spiegel für die Sitten in der Restaurationszeit bieten, der trotz kleiner Mängel seine Aktualität nie einbüßen wird, die das Schicksal ihm freilich erst lange nach dem Tode des Schriftstellers zusprach. „Alles Persönliche gehört der Zeit an und verfällt dem Tode; aber das Werk ist nicht nur die Erklärung, es ist auch die Verklärung und Steigerung einer Persönlichkeit und ragt als solche in die freie Welt des Geistes, die wir über der dumpfen Natur errichten, um ein Reich glückseliger Zukunft unser eigen zu nennen“ [16]).

[16]) W. Weigand: «St. u. Balz.» 2 essais, S. 119.

Quellenverzeichnis.

Beyle, Henri (Stendhal de): «Le Rouge et le Noir»; 2 vol. Paris; Champion 1923.
— «La vie de Henri Brulard»; 2 vol. Paris; Champion 1913.
— «Lucien Leuwen»; 4 vol. Paris; Champion 1927.
— «Racine et Shakespeare»; 2 vol. Paris; Champion 1925.
— «La Chartreuse de Parme»; Paris; Ernest Flammarion 1928.
— «Armance»; Paris; Le Divan 1927.
— «Souvenirs d'égotisme»; Paris; Le Divan 1927.
— «Mélanges de littérature II.»; Paris; Le Divan 1933.

Abrantès, Mme de: «Histoire des salons de Paris»; Paris 1893.
Albert, P.: «La littérature française au 19e siècle»; tome second; Paris; Hachette 1885.
Alméras, H. de: «La vie parisienne sous la Restauration». Paris; Albin Michel 1910.
Arbelet, P.: «La jeunesse de Stendhal»; 2 vol. Paris; Champion 1919.
Arndt, R.: «Le Rouge et le Noir» par Beyle-Stendhal et «Le Disciple» par Paul Bourget. Essai de philosophie. Langendreer 1908.
Beaumarchais: «Le mariage de Figaro»; Paris; Fayard; 1921.
Bichlmair, S. J., G.: „Die Jesuiten"; Bachem; Köln 1933.
Bordier, H. et Charton, E.: «Histoire de France»; Paris; 1859.
Bouchot, H.: «Le luxe français», la Restauration. Paris; Librairie illustrée 1893.
Bourget, P.: Préface de «Le Rouge et le Noir»; Paris; Champion 1923.
Brandes, G.: „Die Reaktion in Frankreich". Leipzig 1898.
Brun, Charles: «Le roman social en France au 19e siècle». Paris; V. Giard & E. Brière, 1910.
Burger, J.: „Stendhal-Beyle und die französische Romantik". Marburger Beiträge zur rom. Philologie, Marburg 1913.
Caillot, A.: «Mémoires pour servir à l'histoire des moeurs et usages des Français depuis les plus hautes conditions jusqu'aux classes inférieures de la société, pendant le règne de Louis XVI., sous le directoire exécutif, sous Napoléon Bonaparte, et jusqu'à nos jours». Dauvin; Paris 1827.
Chuquet, A.: «Stendhal-Beyle». Paris; Plon 1902.
Courier, Paul Louis: «Oeuvres choisies». Paris 1925.
Eisler: „Handwörterbuch der Philosophie". Berlin 1922.
Faguet: «Le XIXe siècle». Paris 1912 .
Gilbert, E.: «Le roman en France pendant le XIXe siècle». Paris; Plon Nourrit. 1895.
Goyau, G.: «Histoire religieuse». Paris 1922.
Hettner, H.: „Die Literatur des 18. Jahrhunderts". Braunschweig 1913.
Honegger, J.: „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit". Bd. II. Die Zeit der Restauration. Leipzig 1869.

Jourda, B.: «État présent des études stendhaliennes». Paris; «Les Belles Lettres» 1930.
Kirchner-Michaelis: „Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe". Leipzig 1911.
Klemperer, V.: „Die französ. Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart". 1. Teil, Die Romantik. Leipzig; Teubner 1925.
Koller, H.: „Stendhals Roman «Le Rouge et le Noir» und «Les Misérables» von V. Hugo. Zwei Typen des französ. sozialen Romans." Diss. Münster 1922.
Köcher, E.: „Geschichte der französischen Königszeit von den Kapetingern bis zur Revolution". Dresden und Leipzig 1899.
Lanson: «Histoire de la littérature française». Paris; Hachette 1909.
Lavallée: «Histoire des Français V.» Paris; Charpentier 1884.
Maréschal: «Histoire contemporaine I.» Paris; Delalain Frères 1906.
Mélia, J.: «Les idées de Stendhal». Paris 1910.
Mérimée, P.: «Portraits historiques et littéraires». Paris; Champion 1928.
Musset, Alfred de: «La Confession d'un enfant du siècle». Vienne; Manz.
Oppeln-Bronikowski: „Henri Beyle (de Stendhal). Ein Kämpfer gegen seine Zeit". Nord und Süd 121. Bd. 1907.
Paupe, A.: «La vie littéraire de Stendhal». Paris; Champion 1914.
Petit de Julleville: «Histoire de la langue et de la littérature française». XIXe siècle. Paris 1899.
Rambaud, A.: «Histoire de la civilisation en France». Paris 1911.
Rod, E.: «Stendhal». Paris; Hachette 1911.
Sainte-Beuve: «Causeries du lundi IX». Paris; Garnier Frères 1858.
Spann, O.: „Gesellschaftsphilosophie". München und Berlin 1928.
Spranger, E.: „Lebensformen". Halle 1925.
Suchier-Birch-Hirschfeld: „Geschichte der französ. Literatur". 2. Aufl. Leipzig und Wien 1913.
Valéry, P.: Préface de «Lucien Leuwen». Paris; Champion 1927.
Vaulabelle: «Histoire des deux Restaurations». 8 vol. Paris; Perrotin 1857.
Weigand, W.: «Stendhal und Balzac»; 2 essais. Insel-Verlag, Leipzig 1911.

Lebenslauf.

Ich, Egon Anton Enste, katholischer Konfession, wurde am 24. September 1909 zu Warstein i. Westf. geboren. Nach fünfjährigem Besuch der katholischen Volksschule meiner Heimatstadt besuchte ich von Ostern 1920 bis Ostern 1925 die dortige Höhere Stadtschule (Rektoratschule). 4 Jahre war ich dann Schüler des staatlichen Gymnasiums zu Arnsberg i. Westf., das ich Ostern 1929 nach bestandener Reifeprüfung verließ. Ich widmete mich an den Universitäten Königsberg und Münster dem Studium der romanischen Philologie, der Germanistik, der körperlichen Erziehung und der Philosophie. Am 30. Mai 1932 legte ich am Provinzialschulkollegium zu Münster i. Westf. mit Erfolg die Mittelschullehrerprüfung ab.

Meine Lehrer waren u. a. die Herren Professoren Franz, Nadler, Wiese, Lerch, Heinermann, Schwietering, G. Müller, Schulte-Kemminghausen, Wust, Kabitz, Rosenmöller, Hielscher.

Meinem verehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Heinermann, der mir zu vorliegender Arbeit Anregung und Hinweise gab, spreche ich an dieser Stelle meinen besonderen Dank aus.